

NEWSLETTER

OF THE

INTERNATIONAL FEUCHTWANGER SOCIETY

VOLUME 18, 2015

IN THIS ISSUE

EDITORIAL.....	3
INTL. SYMPOSIUM LION <i>FEUCHTWANGER UND MÜNCHEN</i> , MÜNCHEN.....	4
IFS KONFERENZ <i>FEUCHTWANGER AND JUDAISM</i> , LOS ANGELES	5
SERIE: AUS DER EXILFORSCHUNG	
BIRGIT MAIER-KATKIN: <i>ERINNERUNGSARBEIT TROTZ FLUCHT: MARTA FEUCHTWANGER UND DIE VILLA AURORA</i>	10
BOOK REVIEWS:	
WLODZIMIERZ BIALIK, CZESLAW KAROLAK, MARIA WOJTCZAK (HG.): <i>UNGEDULD DER ERKENNTNIS. EINE KLISCHEEWIDRIGE FESTSCHRIFT FÜR HUBERT ORLOWSKI</i>	20
HERMANN SINSHEIMER: <i>GELEBT IM PARADIES</i> , NADINE ENGLHART (HRSG.).....	25
GOETZ MAYER: <i>DER MÜHEVOLLE WEG</i> , MIT EINER SELBSTANZEIGE DES VERFASSERS UND EINEM NACHWORT VON JÖRG THUNECKE.....	27
STEFAN GROßMANN: <i>WIR KÖNNEN WARTEN ODER DER ROMAN ULLSTEIN</i> , HRSG. MIT EINEM VORWORT VON ERHARD SCHÜTZ.....	29
MAX HERRMANN-NEIßE: <i>BRIEFE 1 (1906-1928) U. BRIEFE 2 (1929-1940)</i> , HRSG. U. KOMMENTIERT VON KLAUS VÖLKER U. MICHAEL PRINZ.....	31
SIBYLLE SCHÖNBORN (HG.): <i>EXZENTRISCHE MODERNE: MAX HERRMANN-NEIßE (1886-1941)</i> ...33	
FRITZ J. RADDATZ: <i>JAHRE MIT LEDIG - EINE ERINNERUNG</i> , MIT ZAHLREICHEN ABBILDUNGEN....38	
ATINA GROSSMANN: <i>JUDEN, DEUTSCHE, ALLIIERTE, BEGEGNUNGEN IM BESETZTEN DEUTSCHLAND</i> . AUS DEM ENGLISCHEN ÜBERSETZT VON ULRIKE BISCHOFF.....	44
BEATA GIBLAK / WOJCIECH KUNICKI (HG.): <i>AUCH IN NEISSE IM EXIL. MAX HERRMANN-NEIßE. LEBEN, WERK UND WIRKUNG (1886-1941)</i> , INKL. ZAHLREICHER ABB.....	48
CHRISTIANE KULLER: <i>BÜROKRATIE UND VERBRECHEN. ANTISEMITISCHE FINANZPOLITIK UND VERWALTUNGSPRAXIS IM NATIONALSOZIALISTISCHEN DEUTSCHLAND</i>	57
MICHAEL ZANTOVSKÝ: <i>HAVEL - A LIFE</i> , INCL. 44 ILLUSTRATIONS.....	66
<i>ESCAPING THE CROOKED CROSS. INTERNMENT CORRESPONDENCE BETWEEN PAUL AND CHARLOTTE BONDY DURING THE SECOND WORLD WAR</i> , EDITED BY JO BONDY AND JENNIFER TAYLOR.....	74
DOROTHEE DOVIFAT: <i>ZWISCHEN TRÜMMERN UND TRÄUMEN. FEUILLETONISTISCHE STREIFLICHTER BERLINS VON 1945 BIS 1953</i> , MIT EINEM NACHWORT VON ERHARD SCHÜTZ....77	

Liebe Freunde Lion Feuchtwangers. Einmal nähert sich - wie Sie wissen, im zweijährigen Turnus, abwechselnd in Los Angeles und irgendwo in Europa - die Konferenzzeit: vom 17. bis zum 19. September werden sich viele von uns einmal mehr - es handelt sich hierbei bereits um die 7. Konferenz der Internationalen Feuchtwanger Gesellschaft - in Kalifornien zum Thema *Lion Feuchtwanger and Judaism* treffen,¹ und zwar wie gehabt in den Räumlichkeiten der Doheny Memorial Library auf dem Campus der University of Southern California, mit - wie bisher bei allen Feuchtwanger-Konferenzen in LA - einem Abstecher zur Villa Aurora: Interessenten sowie Teilnehmer werden in diesem Nachrichtenbrief das vollständige Programm der Tagung finden, außerdem einen Beitrag zu Marta Feuchtwanger von Birgit Mayer-Katin von der Florida State University (Tallahassee) sowie - woran sich zahlreiche von ihnen sicher bereits gewöhnt haben - eine ganze Reihe hoffentlich interessanter Rezensionen von Büchern, die sich zwar nicht immer mit direkt Lion Feuchtwanger befassen, ein Wunsch, der ja quasi unerfüllbar wäre (gleichwohl erst jüngst eine überarbeitete Version von Wilhelm von Sternburgs Biografie des Schriftstellers erschienen ist, die Ian Wallace in der nächsten Ausgabe des Nachrichtenbriefes vorstellen wird), aber immerhin mit Publikationen aus dem allgemeinen literarischen und historischen Umfeld der Weimarer Republik, der NS-Zeit und des Exils. Wie Sie allerdings sicher bereits früher bemerkt haben, ist die Zahl der Rezensionen relativ ungleich verteilt, und ich möchte deshalb an dieser Stelle als Herausgeber dieser Online-Publikation einmal mehr an Sie alle plädieren, sich mit Ihrem Wissen und Können einzubringen und mich bei diesem Unterfangen tatkräftig zu unterstützen, insbesondere da Ihnen, wie Ihnen ebenfalls nicht entgangen sein dürfte, im Gegensatz zu Rezensionen in traditionellen Zeitschriften ungleich mehr Platz zur Verfügung steht, um sich intellektuell auszutoben! Ich wünsche Ihnen allen eine gute Reise nach LA und hoffe Sie dort begrüßen zu können.

Jörg Thuncke

¹ Übrigens ist - was einigen von Ihnen entgangen sein könnte - der Konferenzband der letzten Tagung erschienen: *Feuchtwanger und Berlin*, hrsg. von Geoffrey Davis (Bern: Verlag Peter Lang 2015).

INTL. SYMPOSIUM LION FEUCHTWANGER UND MÜNCHEN, MÜNCHEN

Forschungen München: Blick auf Frauenkirche und Hauptnagel, im Hintergrund das Münchner Künstlerhaus, um 1905. © Privatfoto

Dienstag, 14. Juli 2015

16:00 – 18:00 Stadtführung
Drei Jahre Geschichte einer Provinz. Eine topographische Erkundung auf den Spuren von »Erfolg«
Dirk Heißerer

Teilnehmerzahl begrenzt

Anmeldung über:
symposium.feuchtwanger@gmail.com

Münchner Künstlerhaus, Lenbachplatz 8

19:00 Eröffnung des Symposiums
Maja Grassinger
Begrüßung

Hans-Georg Küppers,
Kulturreferent der Landeshauptstadt München
Grüßwort

Michael Brenner/Andreas Heusler
Einführung

Lion Feuchtwangers München
Szenische Lesung
Otto Falkenberg Schule, München

Lion Feuchtwanger
Dokumentarfilm von Albrecht Joseph (1956)

Mittwoch, 15. Juli 2015

Historisches Kolleg, Kaulbachstraße 15

10:00 – 10:15 Einführung in das Symposium
Andreas Heusler/Michael Brenner

10:15 – 12:15 Inspiration und Regression – das »Milieu München«
Moderation: Andreas Heusler

Feuchtwangers Flaucher:
Metamorphosen des bayerischen Ministerpräsidenten von Kahr und sein Verhältnis zu Kunst und Wissenschaft
Ferdinand Kramer, München

Feuchtwangers jüdische Wurzeln:
Abgrenzung und Identitätsstiftung
Heike Specht, Zürich

Lion Feuchtwangers intellektuelles Koordinatensystem:
Wedekind, Halbe, Mühsam, Reinhardt, Mann, Brecht, Valentin
Dirk Heißerer, München

12:15 – 13:45 Mittagspause



Lion Feuchtwanger (Mitte) im Kreis seiner Graduate, 1905. © Feuchtwanger Memorial Library.



Lion Feuchtwanger herausgeber 'Der Spiegel' und 'Theaterzeitung', 1908. © Privatfoto



Frühe Werke: 'Jud Süß', 1923, und 'Kasintassena', 1916

Mittwoch, 15. Juli 2015

Historisches Kolleg, Kaulbachstraße 15

13:45 – 17:15 Der Schriftsteller Lion Feuchtwanger
Moderation: Michael Brenner

Kritiker und Dramatiker.
Die Anfänge des Schriftstellers
Lion Feuchtwanger
Marye Scholtze-Coburn, Los Angeles

Jud Süß – vom Drama zum Roman.
Die Suche nach der idealen Form
Tanja Kinkel, München

Kaffeepause

Lion Feuchtwangers Deutschlandbild im Exil
Michaela Ullmann, Los Angeles

Lion Feuchtwangers »Erfolg«.
Bemerkungen zu Franz Seitz'
Verfilmung von 1990
Jens Malte Fischer, München

Lion Feuchtwanger und sein Ort
im Münchner Stadtgedächtnis
Andreas Heusler, München

17:15 – 17:30 Zusammenfassung, Bilanz und Ausblick
Michael Brenner

Diese Tagung ist dem Andenken an Professor Barbara Fischer (1963–2010) aus Anlass ihres fünften Todestages gewidmet.

Veranstaltungsorte

Münchner Künstlerhaus
Lenbachplatz 8
80333 München

Historisches Kolleg
Kaulbachstraße 15
80539 München

Veranstalter

Stadtarchiv München
Landeshauptstadt München
Kulturreferat der Landeshauptstadt München

Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur am Historischen Seminar der LMU

Feuchtwanger Memorial Library, Los Angeles, USC

mit Unterstützung des Münchner Künstlerhauses und des Historischen Kollegs München

Landeshauptstadt München
Direktorium
Kulturreferat

Anmeldung

Anmeldung zum Eröffnungsabend bzw. zum Symposium unter:
symposium.feuchtwanger@gmail.com

Eintritt frei.

Kontakt


Dr. Andreas Heusler
Stadtarchiv München
Winzerstraße 68
80797 München

stadtarchiv@muenchen.de

Generalfürung: www.lionf.org

Zwischen »Erfolg« und »Exil«.

Lion Feuchtwanger und München



Ein internationales Symposium
14./15. Juli 2015

7. IFS KONFERENZ FEUCHTWANGER AND JUDAISM, LOS ANGELES

The 7th conference of the International Feuchtwanger Society will take place September 17-19, 2015 in Los Angeles. Below please find the preliminary program. For questions, please contact Michaela Ullmann at ullmann@usc.edu.

Thursday, September 17, 2015

Locations: Villa Aurora, 520 Paseo Miramar, Pacific Palisades & Aero Theatre, 1328 Montana Ave, Santa Monica

9:30AM

Speakers will be picked up from hotel and shuttled to Villa Aurora, Pacific Palisades

VILLA AURORA

10.45AM

Arrival at Villa Aurora & Coffee

10:45-11.15AM

Welcome address

11:15AM-12:45PM

PANEL 1: Setting the Stage: Lion Feuchtwanger and Judaism

Chair: Marje Schuetze-Coburn (USC Libraries)

Jonathan Skolnik (University of Massachusetts Amherst): Judaism and Exile in the 1930s: Lion Feuchtwanger in Comparative Context

Anne Hartmann (Ruhr-University Bochum, Germany): Lion Feuchtwanger and the Question of (his) Jewish identity in Stalinist Russia

Margrit Frölich (University of California, San Diego): Lion Feuchtwanger's Jewish Historical Consciousness in America

12:45-2:15PM

Lunch break

2:15-3:15PM

PANEL 2: Other Writers And Judaism I

Chair: Michaela Ullmann (USC Libraries)

Birgit Maier-Katkin (Florida State University): Anna Seghers and Judaism

Jacob Boas (Linfield College, McMinnville): Menno Ter Braak and Lion Feuchtwanger, 1933-1940

3:15-4:45PM

Coffee Break and IFS Member-Meeting

4:45-6:15PM

Dinner (sponsored by the German Consulate General, Los Angeles)

6:15PM

Speakers will be shuttled to the Aero Theatre, Santa Monica

AERO THEATRE

7:00PM

Frank Stern (University of Vienna, Austria)

Introduction to Jud Suess (1934)

7:30PM

Film screening of Jud Suess (1934)

Ca. 9:15PM

Speakers will be shuttled back to Hotel

Friday, September 18, 2015

LOCATION: USC Doheny Library, ROOM 240, 3550 TROUSDALE PARKWAY, LOS ANGELES

9:30-11:00AM

PANEL 3: Other Writers And Judaism II

Chair: Jörg Thunecke

Swen Steinberg (UCLA): ‚Heimkehr ins Exil‘. Die jüdische Zwangsemigration nach 1933 im Werk der Schriftsteller-Journalisten Robert Grötzsch und Edgar Hahnwald (*in German*)

Michaela Enderle-Ristori (University of Tours, France): Umwertung aller Werte? Heinrich Mann und das Judentum (*in German*)

Doris Berger (Skirball Cultural Center): Light & Noir. The Light & Noir exhibit at the Skirball Cultural Center and audience reactions to it

11:00-11:15AM

Coffee Break (sponsored by the USC Israel Initiative)

11:15AM-12:45PM

PANEL 4: Jewish Pasts and Jewish Futures: Feuchtwanger and Israel

Chair: Ruth Weisberg (USC Israel Initiative)

Paul Lerner (USC History Department & Max Kade Institute): Reevaluating Jewishness in Dark Times: Feuchtwanger and Arnold Zweig on Jewish Nationalism and Zionism

Galit Hasan-Rokem (Hebrew University of Jerusalem, Israel): Sources of Complexity: Biblical, Rabbinical, and Mystical Elements in *Jud Süß*

Yael Feldman (NYU): “The Old man has Returned to his People”: The Reception of Feuchtwanger’s *Josephus Trilogy* in Pre-state Israel

12:45-1:45PM

Lunch Break (sponsored by the USC Casden Institute)

1:45-2:15PM

20 years of the Feuchtwanger Memorial Library at USC - Tour & Exhibit

2:15-3:15PM

PANEL 5: Exile and Media: Feuchtwanger's Multiple Contexts

Chair: Friedel Schmoranzner-Johnson (Villa Aurora)

Sean Nye (USC): From Sepp Trautwein to Bertram de Born: Feuchtwanger on Music, Exile, and Religion

Marje Schuetze-Coburn (USC): *Aufbau* & Lion Feuchtwanger: Perspectives on News and Culture as Exiles

3:15-3:30PM

Coffee Break (sponsored by the USC Shoah Foundation Center for Advanced Genocide Research)

3:30-4:30PM

PANEL 6: Feuchtwanger's Jewish Historical Fiction: *Der Jüdische Krieg* & *Jud Süß*

Chair: Tanja Kinkel (Novelist)

Adrian Feuchtwanger: A Post-Nationalist Weimar Novel? A Third Generation View of *Der Jüdische Krieg* (1932)

Ian Wallace: *Jud Süß*: The British Dimension

4:30-5:15PM

USC Theatre students perform *Feuchtwanger Refreshed*

5:15PM

Wine & Cheese Reception

September 19, 2015

LOCATION: USC Max Kade Institute for Austrian-Swiss-German Studies, 2714 S. Hoover St., Los Angeles

10:00-11:00AM

PANEL 7: Graduate Student Papers I - Judaism & Christianity in Feuchtwanger's Work

Chair: Ian Wallace, IFS President

Detlef Blasche (Fernuniversität Hagen, Germany): Das Christentum in Feuchtwangers Werk (*in German*)

Romana Trefil (University of Vienna, Austria): Das Judentum Feuchtwangers und seine literarische Reflexion vor dem Hintergrund historischer Aspekte und unter Berücksichtigung seiner im US Exil entstandenen Romane *Die Juedin von Toledo* und *Jefta und seine Tochter* (*in German*)

11:15-11:30AM

Coffee Break

11:15-12:15AM

PANEL 8: Graduate Student Papers II (Viennese Exile Filmmakers and Actresses)

Chair: Ian Wallace, IFS President

Marlene Danzinger (University of Vienna, Austria): "Wie Punksdorf unter Palmen" The Voices of Uncredited Viennese Exile Actresses

Sarah Reissig (University of Vienna, Austria): "Die Zweite Reihe" Viennese Exile Filmmakers Behind the Screen

12:15-1:15PM

Lunch Break

1:15-2:45PM

PANEL 9: Graduate Student Papers III (Jewish Identities)

Chair: Ian Wallace, IFS President

Adi Nester (CU Boulder): German and Jewish Identity in the Works of Erich Zeisl and Paul Ben-Haim

Sebastian Musch (UC Berkeley): Feuchtwanger between Judaism and Buddhism

Laura Marie Reiling (University of Münster, Germany): „Exilwarr“ – Heimat, Haus und jüdische Identität in Volker H. Altwassers Bruno Frank-Roman *Glückliches Sterben (in German)*

Thank you to our co-sponsors: USC Libraries, Villa Aurora, German Consulate General Los Angeles, American Cinemateque, USC Max Kade Institute for Austrian-Swiss-German Studies, USC Casden Institute, USC Israel Initiative, USC Shoah Foundation Center for Advanced Genocide Research.

ERINNERUNGSARBEIT TROTZ FLUCHT: MARTA FEUCHTWANGER UND DIE VILLA AURORA

Birgit Maier-Katkin, Tallahassee, Fl

Durch die Ortlosigkeit und geographische Unbeständigkeit exilierter Schriftsteller während des Hitler-Regimes stellt sich die Frage nach der Hinterlassenschaft ihres geistigen Erbes. Außerhalb Deutschlands droht sich das im Exil entstandene Werk durch die Flüchtigkeit und Entgrenzung der Künstler einer Eingliederung in das Kulturgut der ehemaligen Heimat zu entziehen. Es benötigt besonderer Visionen und Engagement Einzelner, um das Schaffen der Exilanten wieder in den Diskurs ihrer ehemaligen Heimat einzubinden. Dieser Aufsatz befasst sich mit Marta Feuchtwanger, die das literarische Erbe ihres Mannes zusammen mit Lion Feuchtwangers Sekretärin Hilde Waldo nach seinem Tod im Jahr 1958 verwaltete und dabei eine Bildungseinrichtung gründete, die über ihren Tod hinaus dem interkontinentalen Austausch und der Arbeit zeitgenössischer Exilanten dient. Obwohl Marta nach Ende der Hitler-Diktatur nicht wieder in Deutschland lebte, gelang es ihr, Lions literarisches Vermächtnis sowie die Erfahrung des Exils durch ihre Bemühungen der deutschen und amerikanischen Öffentlichkeit zugänglich zu machen. In diesem Sinne beschäftigt sich dieser Aufsatz mit den Fragen, wer übernimmt die Verantwortung für die Erhaltung des Kulturguts, das nach einem traumatischen politischen Einschnitt zu verschwinden droht, wer hält die Erinnerung an das Exil wach und wie werden die Exilwerke sowie die Erfahrung des Exils nach dem Tod der Autoren der Nachwelt zugänglich gemacht.

Marta Feuchtwanger wurde 1891 in München als drittes Kind in die Familie eines jüdischen Textilkaufmanns hineingeboren. Nach ihrer Heirat mit Lion widmete sie sich der praktischen Organisation ihres gemeinsamen Lebens und stand ihrem Ehemann zeitlebens als Leserin und Kritikerin seiner Arbeit zur Seite. In Folge von Hitlers Machtübernahme flohen Lion und Marta zuerst nach Sanary-sur-mer in Südfrankreich und erreichten dann 1940 dank einer abenteuerlichen Hilfsaktion durch Varian Fry in den Vereinigten Staaten einen sicheren Zufluchtsort. Nach längerem Suchen fand das Ehepaar 1943 zudem ein passendes Haus in Südkalifornien. Marta verliebte sich sofort in die Villa Aurora.²

² Der Ursprung des Namens „Villa Aurora“ für das Feuchtwanger-Haus bleibt bis heute im Dunkeln. Marta hat selten oder nie diesen Namen für ihr Haus gebraucht und war sich der Entstehung des Namens nicht sicher. Lamont Johnson, ein guter Freund und Nachbar auf dem ‚Hügel‘, erinnert sich, dass die Nachbarschaft in den frühen 1960er Jahren ihrer kleinen Enklave ein wenig europäischen Flair geben wollte, indem sie den im mediterranen Stil erbauten Häusern französische und italienische Namen gaben. Marmorne Plaketten wurden hergestellt mit verschiedenen romantisch klingenden Namen, die willkürlich aus Wörterbüchern und Atlanten gesucht wurden. Die Namensplaketten wurden an neun Häusern befestigt – so auch an dem der Feuchtwangers.“ (Young 2005, S. 13-14)

Großzügig gebaut im spanischen Baustil befand sich das Haus in den Hügeln der Pacific Palisades und bot von seiner Terrasse einen spektakulären Ausblick auf den pazifischen Ozean und die Bucht von Santa Monica.³ Es störte Marta wenig, dass das Gebäude seit dem Bankrott des Bauunternehmers schon einige Jahre leer stand. Durch den Erfolg Lions konnte man sich das Haus, die nötigen Reparaturen und auch das teure Benzin für den langen Anfahrweg von Los Angeles leisten.⁴ Wie schon in Frankreich wurde die Feuchtwanger-Residenz auch in Amerika zu einem beliebten Treffpunkt vieler Emigranten. Das Ehepaar lud zu Lese- und Musikabenden ein und gestaltete eine Art literarischen Salon. Es gab Martas selbstgemachten Apfelstrudel und die Möglichkeit, sich mit anderen Exilanten und Einheimischen auszutauschen. Zu den Gästen zählten prominente Persönlichkeiten wie Charlie Chaplin, Fritz Lang, Ludwig Marcuse, Franz Werfel, Bertolt Brecht, Heinrich und Thomas Mann, Albert Einstein sowie Arnold Schönberg.

Marta war eine selbstbewusste und zielsichere Frau, die neben dem Verlust eines Kindes, zwei Weltkriege, die Flucht aus Deutschland, französische Gefangenenlager, verschiedene Exilstationen und zahlreiche Affären ihres Mannes verkraften musste. In ihrer Autobiografie *Nur eine Frau* lernt man eine Person kennen, die Lebensmut und Durchsetzungskraft ausstrahlt, jedoch dazu neigt, schwierige Lebenserfahrungen oberflächlich abzuhandeln. Einschneidende Erlebnisse, wie etwa der Verlust des eigenen Kindes oder die umstrittene Begegnung Lions mit Stalin werden nur spärlich angedeutet. Ansätze von Selbstkritik oder Reflexion sind rudimentär. Lion, der für seine sexuellen Eskapaden bekannt war, wird in ihrer Autobiografie als lebenswürdiger Ehemann vorgestellt. In einem Gespräch mit Reinhard Hoffmeister, das in der Reihe ‚Zeugen des Jahrhunderts‘ veröffentlicht wurde, lässt sich Marta kurz auf das Thema Frauengeschichten ein, beteuert jedoch, dass ihre Beziehung auf einem unausgesprochenen ‚Gentlemen’s Agreement‘ basierte. Jeder konnte tun und lassen, was er wollte, und diese gegenseitige Freiheit schweißte sie zusammen (Hermann 1991, S. 27).⁵ Ihr bevorzugtes Image war nicht das einer gekränkten, vom Schicksal geschlagenen Ehefrau, sondern das einer kompetenten, selbstbewussten weiblichen Persönlichkeit, die ihr Leben selbst in die Hand nahm. Ihre öffentliche Rolle

³ Das Ehepaar erwarb zusätzlich Land. Marta legte einen Garten mit Fußpfaden an, die mit Hilfe von eingebauten Brücken den Hügel hinunter und über kleinere Schluchten direkten Zugang zum Meer boten. Für die begeisterte Schwimmerin war die Villa ein idealer Ort um jeden Tag das Meer zu besuchen. (Young 2005, S. 15)

⁴ Bertolt Brecht urteilte über den Standort, „...es gibt nur Bäume und Hügel. Wenn man krank wird, gibt es keinen Arzt, wenn man eine Apotheke braucht, findet man keine weit und breit. Man kann nicht so weitab von der Zivilisation leben“ (Young 2005, S. 16). Nicht viele neue Hauseigentümer wollten in die steilen Hügeln weit weg von Los Angeles ziehen, wo man fernab von Schulen, Läden und Ärzten lebte und die Anfahrt wegen des rationierten Benzins kostspielig war.

⁵ Sternburg, der die Liebschaften Lions in seiner Feuchtwanger-Biografie aufzählt, betont ebenfalls, dass die Ehe zwischen Marta und Lion – trotz Lions Eskapaden – eine besondere Stellung einnahm: „Die Souveränität, mit der Marta und Lion Feuchtwanger alles in allem das Eigenleben des anderen respektierten, kennzeichnete diese Ehe.“ (Sternburg 2014, S. 96)

war dabei eng mit Lion und seinem schriftstellerischen Erfolg verbunden. Sie war eine fürsorgende Begleiterin, die Lions Arbeit rezensierte und einen umfangreichen Bekannten- und Freundeskreis pflegte. In ihren öffentlichen Bemerkungen pries sie Lion als Ehemann und bejubelte das gemeinsame abenteuerliche Leben:

Wenn ich mit Freunden zusammensitze und sie mich über mein Leben mit Lion ausfragen, erzähle ich von unseren kleinen und manchmal auch nicht so kleinen Erlebnissen oder von turbulenten Ereignissen, die über uns zusammenbrachen, und wie wir sie dann durchgestanden haben. [...] Neulich wurde ich daran erinnert, daß ich bei einem Interview gesagt habe, mein Leben begann mit dem Tag, an dem ich Lion das erste Mal traf. Das stimmt immer noch. (Feuchtwanger 1983, S. 5)

In ihrer Rolle als treue Ehefrau gönnte sich Marta aber auch gewisse Selbstständigkeiten, die Lion unterstützte.⁶ Dazu gehörten Reisen, die sie alleine unternahm, um sich von den Strapazen der Haushaltsführung und dem Umgang mit Dienstboten zu erholen.⁷ Im Skiurlaub perfektionierte sie ihre Technik, und auch das Tennisspiel gehörte neben dem Schwimmen zu ihren sportlichen Errungenschaften, die sie mit und ohne Lion betrieb. Dabei störte sie es nicht, dass sie ökonomisch und sozial von ihrem Mann abhängig war; sie fühlte sich keineswegs von ihm eingeengt. Auf die Frage nach ihren Berufszielen oder nach dem Bedürfnis etwas Eigenes zu schaffen, äußerte sich Marta folgendermaßen:

Ich war immer nur seine Frau und froh, wenn er mich zu Rate zog, wenn ich mitarbeiten konnte. Da war kein Augenblick der Langeweile, es war immer aufregend, mit ihm zu leben. [...] Ich hatte nie den Gedanken, mich selbständig zu machen. Man hat mir oft angeboten, als Schauspielerin zu arbeiten. [...] Dazu hatte ich nie ein Bedürfnis. (Hermann 1991, S. 38-39)

Als Ehefrau kümmerte sich Marta um Lions soziales Umfeld und stand ihm mit Rat und Tat zur Seite. Seine schriftstellerische Tätigkeit fügte sie nahtlos in ihren Lebenskreis ein und vollzog in einem partnerhaften ‚wir‘ ihre eigene Selbstverwirklichung. In gewissem Sinne sah sie sich als Anteilseignerin, die einen wesentlichen Beitrag zu Lions Erfolg als Romanautor leistete. Ihrer Aussage nach gab sie Lion von Anfang an wegweisende Impulse und beeinflusste seinen Werdegang. Als sich Lion in jungen Jahren

⁶ Siehe auch, Heusler 2014, S. 127-28.

⁷ Marta beschreibt einer dieser Ausflüge: „Ich war ganz herunter von dem Kampf mit den Arbeitern, den Lieferanten und dem Architekten, so daß Lion sagte, ich müsse jetzt etwas ausruhen, vielleicht im Meer baden und in der Sonne liegen. [...] Ich fuhr...direkt nach Triest. [...] Täglich nahm ich ein Boot und ließ mich zur Insel Lacroa rudern. Dort las ich den ganzen Tag, bin geschwommen, in der Sonne gelegen, und wenn ich meinen Proviant verzehrt hatte, schwamm ich zurück. Die wasserdicht verpackten Bücher zog ich nach.“ (Feuchtwanger 1983, S. 222)

dem Theater zuwandte, überzeugte ihn Marta angeblich, dass man mit Roman-Schreiben mehr Profit erzielen konnte. Während sie in ihrem Interview mit Hoffmeister bescheiden diesen Ratschlag einer allgemeinen finanziellen Not der ersten Ehejahre zuschob, äußerte sie doch mit großem Selbstbewusstsein, „Ich habe ziemlichen Einfluß auf ihn gehabt“ (Hermann 1991, S. 39-40).⁸ Hilde Waldo, die als ehemalige Sekretärin und Vertraute Lions die Dynamik des Feuchtwanger-Ehepaars gut kannte und durch ihre Beziehung mit Lion auch aufwühlte, kommentierte die selbstbewusste Rollenfindung Martas als eine Art Inszenierung, bei der sich Marta zu präsentieren wusste und dabei manche Tatsachen gerne etwas verschönerte und Selbstkritik eher selten zeigte (Waldo 1960, S. 2). Auch Martas Autobiografie ist von diesem Grundton bestimmt und hinterlässt den Eindruck einer vorsichtig zusammengefügt Selbstinszenierung. Sie wirkt wie ein Vorspiel auf ihren zweiten Lebensabschnitt, den sie ohne Lion alleine in Los Angeles bewerkstelligte. Lion Feuchtwanger starb im Dezember 1958, und während den nächsten 30 Jahren übernahm Marta ganz offiziell die Rolle der Verwalterin und Agentin von Lions literarischem Erbe. In diesem Zusammenhang spricht der Lion Feuchtwanger-Biograf Wilhelm von Sternburg von einer „umsichtigen und unermüdlichen Verwalterin seines Werks“ (Sternburg 2014, S. 84), und Andreas Heusler weist in seiner Feuchtwanger-Biografie auf eine Ehefrau hin, die als treibende Kraft mit Hilfe großer Überzeugungskraft sowie ihrer eigenen Deutung und Prägung postum sein Werk und dessen Bedeutung hütete:

Marta ist die besorgte Hüterin des Feuchtwanger'schen Erbes, die Treuhänderin von Lions Nachlass und die zentrale Figur der Feuchtwanger-Rezeption, der Feuchtwanger-Biographik nach dem Tod des Schriftstellers. Mit lakonischer Selbstverständlichkeit reklamiert Marta die Deutungshoheit über den Menschen Feuchtwanger. (Heusler 2014, S. 12)⁹

Wie auch schon Hilde Waldo macht Heusler darauf aufmerksam, dass Marta wesentlich zur Imageinszenierung von Lion beitrug und sich nicht davor scheute, Details leicht zu verändern, um das

⁸ Heusler bestätigt diese Rolle Martas. Als Lion am Josephus arbeitet und die Arbeit nochmals von vorne beginnt, gab Martas Kritik dazu Anlass den Roman umzuschreiben. Heusler schreibt, „Lion nimmt das Urteil von Marta ernst. Das ist so seit den ersten gemeinsamen Unternehmungen und zieht sich als kollaboratives Arbeitsprinzip durch sein gesamtes literarisches Schaffen. Aber Marta ist viel mehr als Kritikerin und kompetenter literarischer Gegenpol. Sie ist Lion Feuchtwangers Lebensmensch, zugleich seine beste Freundin, Alltagsbegleiterin und Vertraute, kurz: der unumstrittene Gravitationspunkt im Feuchtwangerschen Kosmos“. (Heusler 2014, S. 225)

⁹ Dies hält Heusler allerdings nicht davon ab, Martas Kommentare immer wieder in seine Biografie über Lion einzubeziehen, um ihre Perspektive zu vermitteln. Im Zusammenhang mit der Tatsache, dass Lion gerne in die Kategorie der unpolitischen Autoren eingeteilt wird, und dieser Beurteilung selbst nie widersprach, zieht Heusler beispielsweise Martas Kommentar mit ein und schreibt, „Auch Marta Feuchtwanger ist nicht ganz unschuldig an dieser Einordnung. Lion, so Marta, »war am Dasein interessiert, am Dasein von Menschen, an den Persönlichkeiten, und auch an den zwischenmenschlichen Beziehungen. [...] An Politik war er jedoch überhaupt nicht interessiert.«“ (Heusler 2014, S. 143). Heusler weist darauf hin, dass dies nicht - zumindest nicht in dieser Eindeutigkeit - auf Lion zutrifft. (Heusler 2014, S. 143)

Werk und die Person Lions für die Nachwelt mitzubestimmen.¹⁰ Wie zu Lebzeiten Lions, als auch nach dem Tod, zeigte sich Marta ihrem Ehemann gegenüber loyal; nur mit dem kleinen Unterschied, dass sie nun zielstrebig und mit viel Erfolg nach Mitteln und Wegen suchte, um Lions kulturelles Vermächtnis für die Nachwelt zu erhalten und wieder in das deutsche kulturelle Leben einzubinden. Dies gelang ihr, obwohl sie im Ausland und Exil jenseits des sich neu entwickelnden Nachkriegsdeutschlands lebte.

In seiner Biografie *Die vier Leben der Marta Feuchtwanger* spricht Manfred Flügge von einem Dasein als Dichterwitwe, das grotesk und ironisch auf ein Leben als Ausstellungsstück reduziert war (Flügge 2008, S. 397-8). Marta selbst äußert sich in ihrer Autobiografie nicht über diesen zweiten Lebensabschnitt. Wenn man jedoch ihr Engagement und ihren Einsatz für die Erhaltung der Villa Aurora und Lions Lebenswerk näher betrachtet, ergibt sich neben dem Eindruck einer Witwe als Lions Ausstellungsstück auch das Persönlichkeitsbild einer selbstbewussten Frau, die zielsicher in Lions Werk ihr eigenes Lebenswerk weiterführt. Marta scheute nicht davor zurück, neue Kontakte zu knüpfen und nach neuen Ansätzen zu suchen. Nach Lions Tod gehörten ihr das etwas heruntergekommene Haus und Lions umfangreicher literarischer Nachlass. Allein von 1941 bis zu Lions Tod im Jahr 1958 waren zirka 30.000 Bücher dazugekommen. Im Durchschnitt sind das 1.700 Bücher pro Jahr (Schuetze-Coburn 2009, S. 70). Um dieses Erbe zu verwalten, musste Marta Sponsoren finden; dabei kam ihr der Germanist Harold von Hofe, ein persönlicher Freund und Professor an der University of Southern California (USC), hilfreich entgegen. Hofe, der den Kontakt zu seiner Universität herstellte, initiierte schon einige Monate nach Lions Tod die Übereignung der Bücher und Villa an die USC (Schuetze-Coburn 2009, S. 71). Hilde Waldo archivierte und katalogisierte die vielen Bücher und stand Marta hilfreich zur Seite. Es war jedoch Marta und nicht Hilde, die als erste Kuratorin der Feuchtwanger Memorial Library angestellt wurde und ein monatliches Gehalt von der Universität bezog. Als Verwalterin von Lions Erbe konnte sie so auch weiterhin sein Image entscheidend mitprägen. Sie kümmerte sich um die Korrespondenz, verwaltete

¹⁰ Zu den Gründen, warum die Feuchtwangers München verließen und sich 1925 in Berlin ansiedelten, schreibt Heusler, „Viele gehen aus persönlichen Gründen, viele aus politischen. Marta Feuchtwanger wird später zu Protokoll geben, dass ein Eklat um den jüdischen Generalmusikdirektor der Münchner Staatsoper, Bruno Walter, ihr und Lion die Entscheidung für Berlin erleichtert habe. Demnach habe ein aufgehetztes Publikum durch das Werfen von faulen Eiern und Tomaten dem Musiker München verleidet. Walter hat sich allerdings schon 1922 aus persönlichen Gründen nach Berlin verabschiedet. Und in seinen eigenen Erinnerungen betont er ausdrücklich, dass er bis zum Jahre 1933 »nie eine gegen mich gerichtete politische Demonstration in einer meiner Konzert- und Opernaufführungen erlebt habe.“ Heusler schließt daraus, „Die widersprüchlich berichtete Episode um Bruno Walter unterstreicht, dass die Überlieferung des Zeitzeugen stets eine fragile Basis zur Beglaubigung vergangener Ereignisse ist.“ (Heusler 2014, S. 171)

Film- und Buchrechte, nahm Stellung zu Lions Werk und verstand mit viel Charme, Führungen durch das Haus zu geben (Flügge 2008, S. 360-61).¹¹

Viel mehr als zu Lions Lebzeiten nahm Marta am öffentlichen Leben teil. Sie besuchte manchmal bis zu drei Partys, wurde zu verschiedenen offiziellen Anlässen in Los Angeles eingeladen und war zu Gast bei Konsulaten verschiedener Länder (Flügge 2008, S. 365). Hilde Waldo kommentiert darüber in ihrer Korrespondenz an Erna Budzislowski, Marta Feuchtwanger „wird jetzt viel gefeiert – sie sieht sehr gut aus und ist ein ‚asset‘ fuer jede Gesellschaft“ (Waldo 1960, S. 1). Marta hatte ein großes Erzähltalent. Sie verstand es, aus dem persönlichen Umgang mit der Prominenz, die Welt einer Alma Mahler-Werfel, eines Thomas Manns oder Charlie Chaplins zugänglich zu machen und schuf sich damit eine Präsenz in Los Angeles und über die Grenzen der Stadt hinaus. Ihr öffentliches Auftreten war auch von einer gewissen Schlagfertigkeit geprägt, mit der sie immer wieder ihr Publikum begeisterte (Waldo 1960, S. 2). Mit der Zeit erweiterten sich ihre Kontakte auf führende Personen aus dem öffentlichen Leben in Deutschland, und 1967 entstand zwischen Berlin und Los Angeles eine Städtepartnerschaft, woran sie nicht ganz unbeteiligt war. Marta, die im Pariser Exil der 30er Jahre mit Willi Brandt Bekanntschaft gemacht hatte, kam auf Einladung des damaligen Berliner Bürgermeisters Willy Brandt im April 1969 zum ersten Mal wieder nach Deutschland (Flügge 2008, S. 373). Der Anlass war die Einweihung einer speziellen Abteilung im Archiv der (West-) Berliner Akademie der Künste, die Lion Feuchtwangers Werk aufnahm. Diese Verbindung mit Berlin bot Marta die Möglichkeit, Lions Werk und ihr Exilschicksal vor einer breiteren Öffentlichkeit zu vertreten. Dazu kam der glückliche Umstand, dass der Journalist Volker Skierka bei seinem Besuch in Los Angeles im Jahr 1981 zusammen mit dem frischgewählten Bürgermeister von Berlin, Richard von Weizsäcker, die neunzigjährige Marta und Frau des Autors des Romans *Erfolg* persönlich kennenlernen wollte. Diese Begegnung veranlasste Skierka nicht nur eine Biografie über Lion zu schreiben, die 1984 veröffentlicht wurde, sondern machte ihn auch über Martas Tod hinaus zu einem der Hauptproponenten der Feuchtwangers. Als geschickte Managerin von Lions Erbe hatte es Marta geschafft, mit ihrem öffentlichen Engagement Interesse an Lions Werk und dem Schicksal der Exilanten zu wecken. Wie stark sie sich mit dieser Aufgabe identifizierte, zeigt sich in ihrem

¹¹ Sie reichte Sherry, demonstrierte ihr detailliertes Wissen über Lions Arbeit und beeindruckte die Gäste mit ihrem sachkundigen Einblick in die Feuchtwanger-Residenz und Memorial Library. Vgl. dazu auch: Letter from Werner Montag Generalkonsul aus Deutschland, Marta Feuchtwanger Papers, Box 7a, Folder 3, Special Collections, USC Libraries, University of Southern California. Die Anfrage nach Führungen war so groß, dass Marta eine Warteliste für die Besucher anlegen musste. In einem Brief an Peter Fuerst schildert sie ihre Hausrundgänge und Führungen der Bücherei. Vgl. Marta Feuchtwanger Papers, Box 7a, Folder 11, Lion Feuchtwanger Memorial Library, Special Collections, USC Libraries, University of Southern California.

Gespräch mit Reinhart Hoffmeister. Auf die Frage, ob es etwas gäbe, was sie immer tun wollte und noch nicht getan habe, antwortete Marta:

Reisen ist mir das Liebste, aber ich komme nicht dazu, weil ich zu viel anderes zu tun habe, zuviel Verantwortung – durch die Bibliothek, durch die Verwaltung der literarischen Hinterlassenschaft. Das ist meine Aufgabe. (Hermann 1991, S. 93)

Durch ihre rastlose Erinnerungsarbeit hatte sie es geschafft, dass sich selbst nach ihrem Tod einflussreiche Personen, politische und gesellschaftliche Gremien sowie finanzielle Mittel und außerordentliche Wege fanden, die ihre Mühen in Form von Bildungseinrichtungen, Forschungsprojekten und wissenschaftlichen Gesellschaften weiter ausbauten.

Als Marta Feuchtwanger am 25. Oktober 1987 im Alter von 94 Jahren starb (sie wurde neben Lion im Woodlawn Cemetery in Santa Monica begraben), drohte der Verkauf der inzwischen baufällig gewordenen Villa. Trotz erheblicher finanzieller Hindernisse setzte sich in der darauffolgenden Zeit eine erstaunliche Welle von Engagement und Einsatz verschiedener Gremien und Persönlichkeiten in Bewegung. Freunde, Bekannte und Gönner, unter die auch Volker Skierka und führende Politiker der Bundesrepublik zählten, übernahmen Martas Lebenswerk und führten über ihren Tod hinaus ihre Vision weiter.¹² Spitzenpolitiker von der FDP, CDU, SPD bis zu den Grünen sowie der Bekanntenkreis Martas zeigten ihr Einverständnis:

[...] dieses Haus als letztes und einzig verfügbares Kulturdenkmal des Exils zu erhalten. Es sollte dem Ausland und der Nachwelt signalisieren, dass die Nachkriegsgeneration ihre Lektion aus der Geschichte gelernt hatte, und die unter dem Naziregime vertriebenen Emigranten als Teil der eigenen Kultur verstanden wurden. (Heuwagen 2005, S. 24)

Mit dieser Aktion hatten Martas Bemühungen über ihren Tod hinaus einen eindrucksvollen Höhepunkt erreicht, denn hiermit wurde die Villa Aurora sowie die Arbeit Lion Feuchtwangers für die Nachwelt erhalten und den Hitler-Exilanten durch die Idee einer Art Villa Massimo ein offizielles und einzigartiges Denkmal gesetzt.

¹² Langjährige Freunde der Feuchtwangers (u.a. USC Professor Harald von Hofe, Ludwig Marcuse, Prof. Stanley Townsend) alarmierten bereits im September 1987 den Feuchtwanger-Biografen Volker Skierka, der schnell handelte und mit Unterstützung führender Politiker (u.a. Bundeskanzler Willy Brandt sowie anderer Spitzenpolitiker der SPD, CDU und FDP) sowie namhafter Schriftsteller des deutschen PEN-Klubs und zahlreicher Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens und der Medien entscheidende Hilfe organisierte. (Heuwagen 2005, S. 23)

Mit Unterstützung zweier interkontinentaler Förderkreise, dem ‚Kreis der Freunde und Förderer der Villa Aurora e.V.‘ mit Sitz in Berlin und der parallel entstandenen ‚Foundation for European-American Relations‘ in Los Angeles, die 1988 gegründet wurden, gab es Bemühungen, das verfallene Feuchtwanger-Haus mit Zustimmung aller politischer Parteien und öffentlichen Geldern aus der ‚Stiftung Deutsche Klassenlotterie Berlin‘ und des Auswärtigen Amtes zu retten.¹³ Mit Hilfe einer ausgiebigen Restauration und Sicherung des Gebäudes konnte die Villa ihrer neuen Aufgaben als Kulturdenkmal für Bildungs- und Forschungszwecke übergeben werden.¹⁴ Heute steht das Haus unter Denkmalschutz. „Nach dem Verkauf der Villa an den Kreis der Freunde und Förderer der Villa Aurora e.V. blieben die Bibliothek, die Archive, die Möbel und die Kunstwerke im Besitz der Universität, während dem Freundeskreis Grundstück und Haus gehören“ (Schuetze-Coburn 2005, S. 32). Die Universität beschloss nach Martas Tod, die wertvollsten Bücher vom Feuchtwanger-Haus in die Universitätsbibliothek umzuquartieren und richtete dazu die Feuchtwanger Memorial Library ein. Die ältesten und kostbarsten Bücher (ungefähr 8.000 Bände) wurden als Leihgabe in die klimatisierten Räume der USC Bibliothek eingegliedert, die auch Nachlässe anderer deutschsprachiger Emigranten enthält. Die restlichen 22.000 Bücher blieben in der Villa Aurora (Schuetze-Coburn 2009, S. 72). Nach dem Tod Lions waren auf Grund von Führungen noch weitere signierte Buchgeschenke dankbarer Besucher hinzugekommen.

Seit dem 1. Dezember 1995 fungiert die Villa Aurora in Los Angeles als internationale Künstlerbegegnungsstätte (Heuwagen 2005, S. 27). Eine integrierte Verwaltungs- und Programmstruktur zwischen Berlin und Los Angeles ist für die Gesamtfinanzierung und die jährliche Auswahl der Stipendiaten zuständig. Sechzehn Künstler aus den Bereichen von Film, Musik, Bildende Kunst, und Literatur werden für jeweils drei Monate in Berlin ausgewählt und in die Gästezimmer der Villa Aurora eingeladen. Zusätzlich gibt es ein zwölfmonatiges ‚Writers in Exile‘-Stipendium für Schriftsteller, die heute im politischen Exil leben (Borries-Knopp 2005, S. 36-7). Martas Bemühungen bewiesen sich über ihren Tod hinaus als inspirierend und fruchttragend. Die Villa Aurora ist heute eine aktive Gedenkstätte für Lion Feuchtwanger sowie für andere Hitler-Emigranten. Sie ist sowohl Arbeitsplatz für Künstler und politische Exilanten aus aller Welt, als auch Anziehungspunkt und Begegnungsort einer breiten Öffentlichkeit, die sich dem transatlantischen Kulturaustausch sowie neuen Richtungen in der Exilforschung widmet. In der Villa wird regelmäßig ein kulturelles Programm angeboten, wobei ein reger

¹³ Flügge 2008, S 406. Noch im selben Jahr „1988 stellte der Deutsche Bundestag mit Zustimmung aller Parteien jährlich 500.000 DM an Programmmitteln für die Villa Aurora in Aussicht.“ Aus den Geldern der Stiftung Deutsche Klassenlotterie in Berlin (DKLB) konnte das Haus vom Freundeskreis der Villa Aurora gekauft werden. (Heuwagen 2005, S. 24)

¹⁴ Mit den Jahren wurden zusätzliche Summen zur Verfügung gestellt um von 1992 bis 1994 komplizierte Renovierungsarbeiten durchzuführen. (Heuwagen 2005, S. 24-25)

transatlantischer Austausch zwischen Berlin und Los Angeles sowie Europa und den USA stattfindet.¹⁵ Darüberhinaus gründeten Forscher und Journalisten aus den USA und Europa im Jahr 2001 die Internationale Feuchtwanger Gesellschaft, die unter Mitwirkung der überlebenden Mitglieder der Feuchtwanger-Famile im zweijährigen Rhythmus abwechselnd Konferenzen in Los Angeles und Europa abhält und neue Forschungsprojekte über die Feuchtwangers sowie anderer Exilanten anregt (Wallace 2009, S. 80-85). Selbst Hollywood nutzt die spektakuläre Terrasse der Villa für Partys, wenn deutsche Filme für den Oscar nominiert werden. Martas und Lions Haus, das schon zu Exilzeiten als begehrte Begegnungsstätte und literarischer Salon diente, konnte durch Martas unentwegte Bemühungen, Kontaktknüpungen und Visionen zu einem Ort der Erinnerung, Forschung und Begegnung sowie unvergleichbaren Repräsentation deutscher Kultur in Amerika werden.

Martas selbst auferlegte Lebensaufgabe, Lions literarisches Vermächtnis für die Nachwelt zu erhalten, ist ihr bis über ihren Tod hinaus gelungen. Selbst in Anbetracht ihrer ‚Deutungshoheit‘ über die Feuchtwanger-Geschichte, war es doch eine erhebliche Leistung, so viel Anklang und Erfolg in einer transatlantischen Öffentlichkeit zu erzielen. Im Rückblick auf ihre Bemühungen fällt auf, wie selbstbewusst sie Lions Werke in die amerikanische und deutsche Kultur eingliederte und sich zu seiner Agentin entfaltete. In gewissem Maße trug auch sie ihren Teil dazu bei, dass sich in Deutschland – und vor allem in ihrer Geburtsstadt München – das Verhältnis zwischen Emigration und Heimat ein wenig entspannte.¹⁶ Trotz Flucht vor der Hitler-Diktatur und drohender kultureller Ausgrenzung aus dem Nachkriegsdeutschland verstand sie es, ihre Erinnerungsarbeit erfolgreich voranzutreiben, ihre eigenen Talente miteinzubringen und ihren Geist sowie Lions schriftstellerische Errungenschaften der Villa als Stempel aufzudrücken. Dies ist auch heute noch erkennbar; denn bei einem Besuch einer der zahlreichen Veranstaltungen in der Villa Aurora entsteht das Gefühl, als ob Lion und Marta immer noch Gäste empfangen und der Erinnerung der im Exil entstandenen deutschen Kultur eine besondere Präsenz verschaffen.

¹⁵ Hierzu gehören Filmvorführungen, Lesungen, Vorträge, Konzerte und musikalische Begegnungen von europäischen und amerikanischen Komponisten, literarische Symposien, Konferenzen, Filmpremierer, Diskussionen (Borries-Knopp 2005, S. 34-35 u. S. 38).

¹⁶ Heusler berichtet, wie nach Münchens langer Kontroverse um eine Literaturpreisverleihung an Lion das öffentliche Interesse an Feuchtwanger wieder großen Zugang findet (Heusler 2014, S. 307-15).

Bibliografie

Borries-Knopp, Mechthild: ‚10 Jahre Villa Aurora – eine Bilanz‘, in: *10 Jahre Years Villa Aurora 1995-2005*. München: Dölling u. Galitz, 2005. 34-41.

Feuchtwanger, Marta: *Nur eine Frau: Jahre, Tage, Stunden*. München: Knaur, 1983.

Flügge, Manfred: *Die vier Leben der Marta Feuchtwanger: Biographie*. Berlin: Aufbau, 2008.

Hermann, Ingo (ed.): *Marta Feuchtwanger: Leben mit Lion*: Gespräch mit Reinhart Hoffmeister in der Reihe ‚Zeugen des Jahrhunderts‘. Göttingen: Lamuv Verlag, 1991.

Heusler, Andreas: *Lion Feuchtwanger: München – Emigrant – Welbürger*. St. Pölten: Residenz Verlag, 2014.

Heuwagen, Marianne: ‚Martas Vision‘, in: *10 Jahre Years Villa Aurora 1995-2005*. München. Dölling u. Galitz, 2005. 22-29.

Bill Dotson, Marje Schuetze-Coburn & Michaela Ullmann (ed.): *Against the Eternal Yesterday: Essays Commemorating the Legacy of Lion Feuchtwanger*. Los Angeles: Figueroa Press, 2009.

Schuetze-Coburn, Marje, ‚Die Feuchtwanger Memorial Library an der University of Southern California‘, in: *10 Jahre Years Villa Aurora 1995-2005*. München. Dölling und Galitz, 2005. 30-33.

Schuetze-Coburn, Marje, ‚The History of the Feuchtwanger Memorial Library‘, in Bill Dotson, Marje Schuetze-Coburn & Michaela Ullmann (ed.): *Against the Eternal Yesterday: Essays Commemorating the Legacy of Lion Feuchtwanger*. Los Angeles: Figueroa Press, 2009. 66-73.

Sternburg, Wilhelm von: *Lion Feuchtwanger: Die Biographie*. Berlin: Aufbau, 2014.

Young, Randy: ‚Exil im Paradies – Die Feuchtwangers in Pacific Palisades‘, in: *10 Jahre Years Villa Aurora 1995-2005*. München. Dölling u. Galitz, 2005. 10-21.

Waldo, Hilde: Brief an Erna Budzislawski vom 11. Dezember 1960. Marta Feuchtwanger Papers. Box 103. Collection no. 0206. Feuchtwanger Memorial Library. Special Collection, USC Libraries, University of Southern California. 1-2.

Wallace, Ian: ‚The International Feuchtwanger Society‘, in Bill Dotson, Marje Schuetze-Coburn & Michaela Ullmann (ed.): *Against the Eternal Yesterday: Essays Commemorating the Legacy of Lion Feuchtwanger*. Los Angeles: Figueroa Press, 2009. 80-85.

WLODZIMIERZ BIALIK, CZESLAW KAROLAK, MARIA WOJTCZAK (HG.): *UNGEDULD DER ERKENNTNIS. EINE KLISCHEEWIDRIGE FESTSCHRIFT FÜR HUBERT ORLOWSKI*

Frankfurt a.M.: Peter Lang 2014, 336 S.

„Die wahre Größe ist ungezwungen, vertraulich, leutselig.
Sie läßt sich nahekomen und mit sich umgehen.
Sie verliert nichts, wenn man sie in der Nähe sieht.
Je mehr man sie kennenlernt, desto mehr bewundert man sie.“
Jean de La Bruyère (1645-96)



Mit dem kurzen Zitat von Jean de La Bruyère, einem französischen Schriftsteller aus dem 17. Jahrhundert, kann die Buchbesprechung für einen wahren Humanisten unter den polnischen Germanisten eröffnet werden. Es ist zwar eher untypisch, eine Rezension über eine Festschrift zu schreiben, vor allem, wenn es sich dabei um eine Festschrift zum 77. Geburtstag für jemanden handelt, den man selbst als einen Mentor zu verstehen vermag.

Doch handelt es sich hier um eine *klischeewidrige Festschrift*, wie sie die Herausgeber im Untertitel bezeichnen. Professor Hubert Orłowski ist Emeritus der Adam-Mickiewicz-Universität in Poznań, ordentliches Mitglied der Polnischen Akademie der Wissenschaften und Rektor der Hochschule für Fremdsprachen in Poznań. Jahrelang hielt er den Lehrstuhl für Literaturgeschichte im Institut für Germanistik an der Universität Poznań inne. Er gilt als Gründer und Vater der Posener literaturwissenschaftlich-germanistischen Schule, die im In- und Ausland als soziale Literaturgeschichte verstanden und geehrt wird. Er ist landesweit und europaweit anerkannter und ausgewiesener Literaturwissenschaftler, ausgezeichnet u.a. mit dem Verdienstkreuz 1. Klasse der Bundesrepublik Deutschland, mit dem Österreichischen Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst I. Klasse, mit der Goethe-Medaille und – als erster Geisteswissenschaftler überhaupt – mit dem Preis des Polnischen Ministers für Wissenschaft und Forschung.

Der Band *Ungeduld der Erkenntnis. Eine klischeewidrige Festschrift für Hubert Orłowski* ist ein Sammelband mit 22 Beiträgen, verfasst von ausgewiesenen Literaturwissenschaftlern, Historikern und Soziologen, und bereits im Titel knüpft er an Hermann Brochs Auffassung über die künstlerische Arbeit an; denn Broch „verstand die Ungeduld der Erkenntnis als die einzigartige Möglichkeit[,] im uneigentlichen (fiktiven) Erkenntnismaterial der Dichtung das aufzufassen, was für die diskursive

Reflexion unerreichbar ist“ (18). Dadurch wurde von ihm die Ungeduld zu einer der christlichen Tugenden, obwohl sie im eigentlichen Sinne das Gegenteil der christlichen Tugend der Geduld darstellt. Die Gratulanten sind in drei Gruppen zu unterteilen. Die erste und zugleich größte – denn selbst die Herausgeber des Bandes Włodzimierz Bialik und Czesław Karolak gehören dazu – bilden ehemalige Schüler Orłowskis, die seine Promovenden und Habilitanden waren, heutzutage selbst Professoren sind und zu führenden Literaturwissenschaftlern Polens gehören. Die zweite Gruppe stellen diejenigen dar, mit denen Orłowski jahrelang als Leiter des Lehrstuhls für Literaturgeschichte an der Adam-Mickiewicz-Universität Poznań zusammengearbeitet hat. Dazu zählen vor allem prominente deutsche Professoren wie Hubertus Fischer, Jürgen Joachimsthaler, Jürgen Kocka, Heinz Schilling, Peter Steinbach und Karl Schlögel. Dabei ist vor allem der unermüdliche Einsatz Orłowskis zu betonen, mit dem er sich für die Intensivierung der Zusammenarbeit zwischen der Inlands- und Auslandsgermanistik engagierte. Die dritte Gruppe bilden ebenfalls angesehene und prominente Gelehrte, mit denen Orłowski befreundet ist. Es sind vor allem Menschen, mit denen er jahrelang im Rahmen internationaler Forschungsprojekte als Inlandspartner ein europaweites Kooperationsnetz geschaffen hat und deren Interessen schwerpunktmäßig um dieselben Themen kreisen. Viele von ihnen sind Autoren der von Orłowski konzipierten und herausgegebenen *Posener Deutschen Bibliothek*, die sich mit ihren bisher 38 Bänden auf dem Büchermarkt sowohl in Polen als auch im Ausland etabliert hat und als Standardwerk in vielen literaturwissenschaftlichen Fragen angesehen wird.

Alle Beiträge konzentrieren sich auf die Forschungsfelder von Hubert Orłowski. Dazu zählen die Literatur während des Nationalsozialismus, Erzähltheorie, historische Semantik, die deutsch-polnischen Literaturbeziehungen sowie Stereotypenforschung. Der Band wird eröffnet mit drei so genannten kurzen ‚Aufzügen‘ der Herausgeber Włodzimierz Bialik, Czesław Karolak und Maria Wojtczak – schon das eine sympathische Klischeewidrigkeit angesichts der Dreizahl – statt einem Vorwort. Alle drei betonen, entweder auf eine ganz seriöse oder eher ‚unkonventionelle‘ Art, die besondere Rolle, die der Jubilar in der polnischen, aber auch europäischen Germanistik eingenommen hat. Sie zögern allerdings nicht, auch Anekdoten über Orłowski – sei es aus der eigenen Studienzeit oder aus der wissenschaftlichen Arbeitszeit – zu Besten zu bieten (Bialik, Karolak).

Im Band spiegeln sich die bereits oben erwähnten Interessensfelder des Jubilars wider. Den ersten Themenkomplex bilden Artikel, die sich thematisch mit einem der wichtigsten Forschungsfelder von Hubert Orłowski auseinandersetzen, und zwar mit der Literatur im ‚Dritten Reich‘. In dem die Festschrift eröffnenden Beitrag setzt sich Edward Białek (Wrocław) mit einer bis heute problematischen Gestalt der literarischen Szene in der Weimarer Republik und den 30er und 40er Jahre auseinander, nämlich Peter Martin Lampel. Anhand seiner Selbstzeugnisse und Dokumente schildert Białek den Lebenslauf und

Werdegang des deutschen Dramatikers und Erzählers, dessen Karriere durch den Aufstieg und Fall im ‚Dritten Reich‘ gekennzeichnet ist und der in der bundesrepublikanischen Literaturszene völlig verdrängt wurde und heutzutage fast vergessen ist. Thematisch daran schließt der Beitrag von Maria Kłańska (Kraków) daran. Sie rekonstruiert das Schicksal und den Lebensweg des deutschen Schauspielers Alexander Granach und bezieht sich dabei auf dessen erst im Jahr 2008 herausgegebene Briefe an Lotte Lieven aus dem Exil.

Peter Steinbach (Berlin) schildert das 20. Jahrhundert sowohl als Jahrhundert der Diktatoren als auch des Widerstands. Er erklärt eingangs den Bezug Orłowskis zu der deutschen Hauptstadt Berlin und beschreibt ausführlich, wie der Kontakt zwischen ihm und dem Jubilar zustande kam. Der zentrale Blick des Beitrags richtet sich dabei auf die historisch-politischen Voraussetzungen der Entstehung moderner Diktaturen. Hinterfragt wird darüber hinaus die gesellschaftlichen Auswirkungen diktatorischer Systeme, was wiederum den Blick auf Widerstand und Zivilcourage Einzelner wie von Gruppe lenkt.

Den zweiten Themenkomplex bilden Beiträge, die auf die unmittelbare Nachkriegszeit und die literarischen deutsch-polnischen Beziehungen fokussiert sind. Michał Głowiński (Warszawa) konzentriert sich auf das Phänomen der Rezeption der deutschen Musik nach dem Zweiten Weltkrieg in Polen. Kornelia Kończal (Firenze) geht der Frage nach, wie über die Plünderungen des deutschen Eigentums im Nachkriegspolen geschrieben und wie dieses Problem verschwiegen wurde. Die identitätsstiftende Figur der *szabrownik* rückt damit in das zentrale Untersuchungsinteresse ihres Beitrags. Jerzy Kałużny (Poznań) schildert Warschau als „eine merkwürdige Stadt“ (99) und analysiert die gegenwärtigen Prosawerke polnischer Autoren hinsichtlich ihres Umgangs mit der Erinnerung an Krieg und Judenvernichtung. In der polnischen Prosa gebe es eine Gruppe von Autoren, die versucht, für das Trauma des Krieges eine neue Sprache zu finden bzw. die bestehende zu erneuern. Marek Zybura (Wrocław) beschäftigt sich in seinem Beitrag mit dem bekannten polnischen Schriftsteller Witold Gombrowicz und der deutschen Rezeption seines Werks. Der Autor versucht, anhand einer detaillierten Analyse und Verwendung bisher unbekannter Zeugnisse aus dem Nachlass des Schriftstellers zwei Gestalten aus seinem Leben in den Mittelpunkt zu rücken, um anhand der Kontakte mit de Barcza und Richter die Biographie von Gombrowicz genauer zu ergründen und seine Persönlichkeit besser zu verstehen. Andreas Lawaty (Lüneburg) untersucht Korrespondenzen und Divergenzen bei Karl Dedecius und versucht anhand des Briefwechsels den aus Łódź stammenden und weltweit bekannten Übersetzer polnischer Literatur ins Deutsche als einen außerordentlich gewissenhaften Briefeschreiber darzustellen, dessen Korrespondenz nicht nur einen geschäftlichen, sondern zugleich auch einen privaten, und demnach nicht nur einen zweckgebundenen, sondern auch einen emotionalen Charakter hatte. Im Kontext der deutsch-polnischen literarischen Beziehungen ist vor allem der Beitrag von Hubertus Fischer

(Hannover / Berlin) zu betrachten, der sich mit Fontane und der Völkerschlacht von 1813 auseinandersetzt. Der Autor verweist darauf, dass Fontanes Werk sowohl dem polnischen, als auch dem deutschen Leser eine Vergangenheit erschließt, die zu Teilen seine eigene geworden ist. Es ist daher ein wichtiger und zugleich auch sehr spannender Blick auf einen Schriftsteller, der sowohl den Deutschen als auch den Polen nah stehen sollte. Einen anderen Themenkomplex bilden Texte, die sich mit der Regionalgeschichte und -identität auseinandersetzen. Andrzej Sakson (Poznań) lenkt seine Aufmerksamkeit auf Ostpreußen als „verfluchtes Land“ nach dem Zweiten Weltkrieg und schildert Ermländer und Masuren in der Post-Emigrationsgesellschaft. Maria Wojtczak (Poznań) befasst sich mit dem Begriff der Generation und schildert ihn im Kontext der Posener Deutschen, für die die Heimatlosigkeit das verbindende Merkmal sei. Sie geht von dem interessanten und medialen Ereignis aus, als 2013 die Nachricht über die Posener Wurzeln von Angela Merkel Schlagzeilen in Deutschland und Polen machte. Robert Traba (Olsztyn / Berlin) setzt sich in seinem Artikel mit dem Phänomen des „offenen Regionalismus“ (287) auseinander und bedient sich dabei des Beispiels der Stiftung und Kulturgemeinschaft Borussia, die im Jahr 2004 mit dem Lew Kopelew-Preis für ihr Engagement für den Frieden und die Menschenrechte ausgezeichnet wurde. Er verweist auf die regionale Zusammenarbeit zwischen Polen, Russland und Deutschland in der Region, was angesichts der aktuellen politischen Spannungen äußerst wichtig und interessant scheint.

Das nächste Interessensfeld in der Festschrift gilt der Stereotypenforschung und knüpft an die von Orłowski herausgegebene Monographie *Polnische Wirtschaft. Zum deutschen Polendiskurs der Neuzeit* an. Jürgen Joachimsthaler (Heidelberg) widmet sich diesem Phänomen und exemplifiziert es am Beispiel der bayerischen Typenkomödie. Er spannt einen vergleichenden Bogen zwischen preußischem Bayern- und preußischem Polenbild.

Der Europa-Diskurs ist der nächste Themenkomplex. Karl Schlögel (Frankfurt/Oder u. München) schenkt seine Aufmerksamkeit dem Phänomen der Stadt und bezieht sich bereits im Titel seines Beitrags auf Italo Calvinos Buch *Le città invisibili* (1972). Seine Überlegungen konzentrieren sich auf die Zeit nach dem Ende des Ostblocks und dem Fall des Eisernen Vorhangs, um aufzuzeigen, dass danach ein neuer Raum entsprang oder dabei ist, sich zu konstituieren, innerhalb dessen alte Grenzen verschwinden, neue sich herausbilden, Peripherien und Zentren sich verschieben und neue Erwartungshorizonte entstehen.

Die Geburt der neuen Demokratie aus dem Geist Europas ist der Teiltitel des Beitrags von Leszek Żyliński (Toruń). Der Autor setzt sich mit den bekannten Europa-Essays von Jürgen Habermas und Robert Menasse auseinander, um ihr Verständnis für das politisch geeinte Europa als Friedens- und Demokratieprojekt zu schildern. Das große Ziel vieler Generationen von Europäern habe darin bestanden, ein friedvolles und wohlhabendes Europa zu schaffen. Dies sei ihrer Meinung nach aber nur

dann möglich, wenn Europas Bürger zu „wirklichen Subjekten einer transnationalen Demokratie werden“ (336). Der Beitrag von Henryk Olszewski (Poznań) hebt die Editionsarbeit des Jubilars hervor. Denn Orłowskis Engagement für und Arbeit an der *Posener Deutschen Bibliothek* ist ein einmaliges und überaus wichtiges, zugleich auch europaweit anerkanntes Projekt, das er seit mehreren Jahren kontinuierlich betreibt.

Vor dem Hintergrund der beschriebenen Beiträge tritt der Artikel von Łukasz Musiał (Poznań) besonders heraus. Der Autor schildert darin einen fiktiven, wohl aber möglichen, mit leichter Feder auf sehr lustige Art geschriebenen Lebenslauf des Jubilars. Der Beitrag wird insbesondere dem Titel *klischeewidrige Festschrift* gerecht.

Jürgen Kocka (Berlin) setzt sich in seinem Beitrag mit dem Niedergang und der Wiederbelebung der Arbeitergeschichte / Sozialgeschichte im Zeichen der Globalgeschichte auseinander. Es ist ein wichtiger und den Band abrundender Beitrag, der den literaturwissenschaftlichen Blick der meisten Texte um wesentliche neue Aspekte erweitert.

Mit der modernen Gesellschaft beschäftigen sich die Beiträge von Czesław Karolak (Poznań) und Sławomir Piontek (Poznań). Karolak schildert dabei Bibliotheks- und museale Sammlungen im Internet als Antwort auf die Herausforderungen der Informationsgesellschaft, während Piontek Erinnerungskulturen in Computerspielen thematisiert.

Der Beitrag von Joanna Jabłkowska (Łódź) konzentriert sich auf eines der Forschungsfelder von Orłowski und macht die DDR-Literatur – und vor allem das Konzept der Tragödie von Heiner Müller – zum Mittelpunkt ihrer Untersuchung.

Heinz Schilling (Berlin) setzt sich mit einem heutzutage eingedenk der Anschläge islamischer Fundamentalisten überaus aktuellen und wichtigen Problem auseinander, und zwar mit dem Zusammenhang von Religion und Gewalt. Er greift auf die historischen Lösungsvorschläge dieses Problems zurück und schildert diese im Kontext des europäischen konfessionellen Fundamentalismus des 16. und 17. Jahrhunderts.

Der Beitrag von Włodzimierz Bialik (Poznań) nimmt eine besondere Stellung in der Festschrift ein. Denn es ist ein sehr persönlicher, teilweise auch durchaus provokativer Text, der viele Erfahrungen des Autors im Umgang mit dem Jubilar bezeugt und eine Herausforderung darstellt, was nicht weiter verwunderlich ist, da Bialik einer der ersten Doktoranden Orłowskis und sein engster Mitarbeiter ist und war. Thematisch gesehen beschäftigt sich der Artikel mit einem der bekanntesten und erfolgreichsten deutschen Kriminalromanisten der mittleren Generation, mit Friedrich Ani. Das Augenmerk wird auf den ersten Jonas-Vogel-(Kriminal-)Roman *Wer lebt, stirbt* (2007) gerichtet.

Die vorliegende Festschrift für Hubert Orłowski, *Ungeduld der Erkenntnis. Eine klischeewidrige*, erweist sich somit als ein Sammelband, der davon zeugt, dass der Jubilar eine besondere Rolle als Mentor zahlreicher Wissenschaftlergenerationen im Bereich der Germanistik eingenommen hat und sowohl im In- als auch im Ausland einen herausragenden Ruf genießt. Abschließend sei noch vermerkt, dass von Orłowskis Bedeutung nicht alleine er selber und seine Leistungen zeugen, sondern vor allem und in erster Linie auch diejenigen seiner Schüler; denn Mentor und Freund zu sein, ist viel mehr als nur Wissenschaftler!

Marcin Gołaszewski, Poznań u. Christiane Weber, Gießen

HERMANN SINSHAIMER: *GELEBT IM PARADIES*, NADINE ENGLHART (HRSG.)

Berlin: Verlag f. Berlin-Brandenburg, 2013 [= Bd. 1 von Hermann Sinsheimer: *Werke in drei Bänden*, hrsg. v. Deborah Vietor-Engländer]. 432 S.



In 1938 the well-known Jewish theatre critic Hermann Sinsheimer fled Hitler's Germany for the safety of exile in London, where he remained until his death on 29 August 1950. His autobiography *Gelebt im Paradies*, work on which he had begun in 1948, was published posthumously in 1953 under the editorship of Gerhard Pallmann but in such wilfully distorted form that Nadine Englhart, the editor of this welcome new edition, feels able to dismiss it as no more than "jene apolitische Anekdotensammlung, auf die sie Gerhard Pallmann offensichtlich gern reduziert hätte" (354). Englhart's laudable ambition is to replace Pallmann's volume with a complete and uncensored version of Sinsheimer's work. The various kinds of change to Pallmann's version to which this has led are made clear, albeit in somewhat unconventional fashion by the use of bold, italic or underlined script. Usefully, Englhart also corrects a number of minor factual errors made by Sinsheimer, although it must be noted that her own text is regrettably not entirely free of typographical blemishes.

The autobiography covers only the period up to 1938 and therefore, inevitably, contains relatively little on the period of exile in Britain. Sinsheimer planned to make his exile the focus of a second volume of memoirs but was unable to realise this ambition before his death in 1950. The paradise referred to in the title is the period between Sinsheimer's birth in 1883 and his move to Berlin in 1914 – in essence, his life in Mannheim before the outbreak of war (which, like many of his contemporaries, he regretted having welcomed with patriotic enthusiasm). It was in Mannheim that, as the young theatre critic of the *Neue Badische Zeitung*, he had spent "die schönste und sorgloseste Zeit meines Lebens" (128). After

serving as deputy director of the Volksbühne in Berlin, he briefly become artistic director of Münchner Kammerspiele in 1916 and tried his hand as a novelist (the hoped-for bestseller never materialised) before returning to his role as theatre critic, now for the *Münchner Neueste Nachrichten*. In 1924 he became editor of *Simplicissimus*, saving it from the threat of bankruptcy while attempting, in vain, to return it to its pre-war days of glory. His memoir includes a series of vividly sketched portraits of famous contemporaries he encountered in Munich, among them Erich Mühsam, Frank Wedekind, Max Halbe, Gustav Meyrink and Max Pallenberg. The blame for the bitter end to his friendship with Heinrich Mann is firmly ascribed to the latter, who in his book *Der Haß* had attacked Sinsheimer for his alleged collaboration with Goebbels. Although his name is missing in the index, Lion Feuchtwanger is also briefly mentioned as an occasional presence in the renowned Torgelstube usually associated with Wedekind and Halbe in particular. Sinsheimer is especially enlightening on Munich's theatrical tradition, notably on the importance of Karl Valentin and his partner Liesl Karstadt.

In 1929 Sinsheimer moved back to Berlin to work for the *Berliner Tageblatt*. After Hitler's accession to power he became an ardent Zionist and yet decided not to emigrate but to stay on in Germany – at least until his move to England where he became a British citizen and met his second wife, the English poet Christobel May Fowler. Unlike most German refugees he was not interned after the outbreak of war, mainly because of poor health. In 1942 he wrote, in English, his political pamphlet "Deutschland wie nie zuvor. Gedanken eines deutschen Flüchtlings" (privately published in 1943 and included here in German translation: 355-85) in which he reveals himself to be a passionate European with some ideas on the future of Germany which bear a remarkable resemblance to the shape taken by his native country after 1945. He managed to find modest employment as a checker for Cambridge University Press but gave this up at the end of 1945 before, three months later, undertaking lecture tours to Prisoner of War camps across England. This lasted until the winter of 1947/48 when he fell ill again. However strenuous, this period was according to Christobel without doubt the happiest of his life since 1933: "Denn plötzlich war für ihn ein Stück Deutschland da, mitten in dem Land, das ihm nie eine wirkliche zweite Heimat werden konnte, weil er zu deutsch war." (344) In the last two years of his life he found work as a translator, published in English his book *Shylock*, and began to write again for German newspapers. He fully realised, however, that, like most of his fellow refugees, he would never be able to return to and re-establish himself in the country on which he had been compelled to turn his back some twelve years earlier.

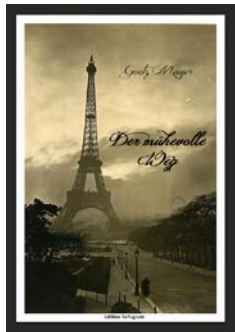
While Sinsheimer lays no claim to exceptional importance as a witness of his times ("Ich bin kein Kronzeuge der Epoche, die ich durchlebt habe" [215]) and even recognises his eminent rival Alfred Kerr,

with whom he had a difficult personal relationship which persisted even during their shared exile in London, as “der Bedeutendste von uns allen” (316) and, indeed, as Germany’s greatest theatre critic since Lessing, he is right to insist that the story he tells in *Gelebt im Paradies* is well worth the telling.

Ian Wallace, Clevedon

GOETZ MAYER: DER MÜHEVOLLE WEG, MIT EINER SELBSTANZEIGE DES VERFASSERS UND EINEM NACHWORT VON JÖRG THUNECKE

Nottingham: Edition Refugium 2014, 83 S.



Zwar stimmen wir Goetz Mayer zu, wenn er in einer Selbstanzeige seinen kleinen Roman als politischen Roman verortet, in dem die Gegensätze der beiden Protagonisten zusammenprallen. Dabei ist der Autor allerdings weder gewillt, für einen der beiden Kontrahenten Partei zu ergreifen, noch zwischen ihnen zu vermitteln, auch wenn die Positionierung der Emigrantin Anna eindeutig von Mayer beherzigt wird. Sie ist es nämlich, die, von Paris aus, gemäss der Parteilinie (ihre Zugehörigkeit zur KPD wird allerdings nur angedeutet), zusammen mit kaum in Erscheinung tretenden Parteigenossen, den Kampf gegen den Nationalsozialismus im Exil führt. Auf ihren nunmehr politischen Gegner und Ex-Geliebten, Wolf, der sie im Februar 1936 in der französischen Hauptstadt besucht, scheint dagegen der Satz von Mayer gemünzt: „Die Gefährlichkeit der Nazi-propaganda innerhalb Deutschlands besteht in ihrer Wirkung auf solche Personen, die glaubten, dagegen immun sein zu können, ohne der Propaganda eine politische Überzeugung entgegensetzen zu müssen.“ Auch wenn der ehemalige Parteigenosse Annas sich gegen jedwede Vereinnahmung durch die Nazis verwahrt, muss er sehr wohl Vorwürfe seiner Ex-Freundin über sich ergehen lassen, nachdem er ihr eingestanden hat, dass er nach bestandener Doktorarbeit den Entschluss gefasst hat, der Reichswehr beizutreten. Dabei hat es manchmal den Anschein, als könnte der zwischen allen möglichen Gegensätzen hin- und hergerissene und desillusionierte Wolf Anna überreden, seinem Vorschlag, mit ihm zusammen nach Amerika zu emigrieren, Gehör zu schenken. Aber eigentlich reden die beiden gar nicht über Politik, sondern sie reden ständig aneinander vorbei, und man rätselt oft darüber, ob ihre Auseinanderentwicklung tatsächlich nur auf politische Unstimmigkeiten zurückzuführen ist. Wir stimmen hier mit Mayer überein, wenn er behauptet, sein Roman sei insofern als historisches Buch zu betrachten, als „mit dem Ausbruch des Krieges der Veränderungsprozess eingesetzt habe, den die Welt durchmachen muss.“ Ob es sich bei *Der mühevollen Weg* – der Roman erschien im Vorabdruck in der

Neuen Volks-Zeitung (New York) von August 1941 bis Januar 1942 – um ein lyrisches Buch handelt, wie Mayer es selber formuliert, sei jedoch dahingestellt. Mayer möchte sein Buch in einem literarischen Niemandsland zwischen Flaubert und Hemingway ansiedeln. Wir würden uns mit Vorsicht eher zu der Annahme durchringen, dieser Emigrationsroman sei ein später Nachfahre des Expressionismus, womit man Mayer recht geben muss, wenn er in seinem Werk partout das Lyrische hervorkehren möchte. Aber letzten Endes zweifelt der Autor selbst an der Wirksamkeit einer flaubertschen Theorie des *l'art pour l'art*. Welche Aufgabe der Schriftsteller, der sich nicht für politisch ausgeben möchte, erfüllen soll, darauf gibt Mayer keine eindeutige Antwort, und eine aufmerksame Lektüre seines an Anregungen sehr reichen Romans vermag uns dabei nicht weiterzuhelfen. Interessant ist jedoch das Paris-Bild dieser Emigranten wider Willen. Wir können hier an andere Schriftsteller der Emigration anknüpfen, die es sich bei aller Kenntnis des französischen Alltags schwer taten, die Hauptstadt Frankreichs dichterisch darzustellen. Von den vielen Autoren, die sich dieser schwierigen Aufgabe gewidmet haben, wählen wir die beiden Exponenten, die die äussersten Positionen bezogen haben. Joseph Roth spielt in seiner Erzählung *Die Legende vom Heiligen Trinker* (1939) wissentlich und augenzwinkernd mit den gängigen Mythen, wie sie in der französischen Trivialliteratur à la Eugène Sue herumgeistern: abseits gelegene Kirchen, verlassene Straßen, elende Quartiere, miserable Spelunken, in Fetzen gekleidete Sonderlinge und café arosé de rhum (mit Rum versetzter Kaffee). Somit könnte man meinen, dass Roth ein Paris-Bild bedient, das den Erwartungen seiner Leser entspricht. Das Gegenteil ist freilich der Fall: Roth gelingt es, dem Klischeehaften dadurch zu entrinnen, dass er seinen Darstellungen und Gestalten alles Künstliche und Unechte nimmt, indem er es ins Poetische überhöht. In der Tat, dieses Paris, ohne waschechte Pariser und Denkmäler, ist umso authentischer, als jeder Leser das Schicksal dieses namenlosen, gleichsam der Zeit entrückten Emigranten nachvollziehen kann. Ganz anders stellt es sich in Klaus Manns Roman *Der Vulkan* (1939) dar, wo die Klischees zwar bedient, aber eben als Klischees von den Lesern wahrgenommen werden sollen und uns zudem nicht den Eindruck vermitteln, als hätte der Autor etwas Anderes bezwecken wollen, als die Umwelt der handelnden Figuren mit den dazugehörigen Requisiten auszustatten; denn Les deux Magots, La Coupole, Le Dôme, Montparnasse, rue de Seine, boulevard Saint-Germain, rue Jacob, boulevard Raspail und Cité fleurie, das sind Orte, wo man die Schickeria der Exilanten und die junge Pariser Bohème anzutreffen pflegt. Das Paris des Schriftstellers Goetz Mayer entspricht diesen beiden Sichtweisen überhaupt nicht. Anna und Wolf sehen durch die Stadt quasi wie durch einen regnerischen Vorhang hindurch. Paris ist recht eigentlich nur Kulisse, und auch wenn zahlreiche Namen von Strassen und Orten in- und ausserhalb der Stadt erwähnt werden, hat man nie das Gefühl, wie es sich zumindest bei Roth teilweise einstellt, als habe sich der Autor in diese fremde Welt hineinversetzen können bzw. wollen. Die Stadt bleibt uns somit fremd, wie denn auch die

Entfremdung schlechthin das Thema dieses kurzen Romans zu sein scheint. Die Emigrantin Anna ist in dieser Stadt schlechthin nicht angekommen; stattdessen kämpft sie, mit dem Gesicht nach Deutschland gewendet, gegen ihr schweres Schicksal und gegen einen unerbittlichen Feind. Und der in sich selbst versponnene Wolf vermag die fremde Stadt nicht einmal wahrzunehmen, denn er ist zu sehr in seelischen und ideologischen Widersprüchen verwickelt, als dass er aus dieser seiner Verstrickung erwachen könnte.

Daniel Azuélos, Paris

**STEFAN GROßMANN: WIR KÖNNEN WARTEN ODER DER ROMAN ULLSTEIN, HRSG. MIT EINEM
VORWORT VON ERHARD SCHÜTZ**

Berlin: vbb 1914, 384 S.



Beim vorliegenden Roman handelt es sich um ein 472-seitiges Typokript aus dem Nachlass Stefan Großmanns (1875-1935), das sich im Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien befindet und nunmehr – mit einer Verspätung von mehr als einem dreiviertel Jahrhundert – von Erhard Schütz veröffentlicht wurde. In seinem Vorwort, „Die Zeitung ist mächtiger als die Bücher ...“ (5-18) betont der Herausgeber, Gegenstand der Handlung sei die wirtschaftlich und politisch krisengeschüttelte Zeit von 1928 bis 1933. Allerdings hebt er im gleichen Atemzug hervor, Großmanns Werk müsse in einen übergreifenden Zusammenhang gestellt werden, denn „die starken Spannungen von Unterhaltung und Aufklärung, Profit und öffentlicher Verantwortung, journalistischer Unabhängigkeit und politischer Teilhabe und Einbindung“ (9) verleihe diesem anhaltende Aktualität.

Großmann war Feuilletonchef der *Vossischen Zeitung* und Mitbegründer der Zeitschrift *Tage-Buch*, neben der *Weltbühne* dem wohl wichtigsten linksliberalen kulturellen Organ der Weimarer Republik, und sein ‚Ullstein‘-Roman kommt einer Abrechnung mit den Akteuren dieses Zeitabschnitts gleich, wobei sich dieser angesichts der dramatischen politischen Veränderungen gegen Ende der 20er und zu Beginn der 30er Jahre „immer stärker vom Schlüsselroman hin zu einem Roman wunschhafter Zukunftsperspektiven entwickelte.“ (15) Im Zentrum steht dabei der Brüderstreit im Hause Kronstein – zwischen dem Geschäftsführer Friedrich einerseits und seinen Geschwistern Heinrich, dem Ältesten und Hausjuristen (sowie dessen beiden Söhnen, Erich & Bernhard), Philipp, dem technischen Direktor,

Simon, dem Leiter des Inseratengeschäfts, sowie Emil, dem Jüngsten, andererseits –, der sich insbesondere an der Affäre des alternden Fritz Kronsteins mit der wesentlich jüngeren jüdischen Journalistin Evelyn Goldscheider entzündete, welche das Material zu einem erstklassigen Unterhaltungsroman, aber auch nicht mehr, lieferte. Insbesondere die Rom-Reise Friedrich Kronsteins, in Begleitung von FrI. Goldscheider (Kpt. XII; 94f.), die Paris-Reise von Verlagsleiter Klotz, (Kpt. XII, 101f.), die Paris-Reise von Baron Schollwitz, in Begleitung von Ruth Berger, der Sekretärin Fritz Kronsteins (Kpt. XVII, 152 & Kpt. XVIII, 168f.) bzw. deren gemeinsam Reise auf das Gut des Adligen (Kpt. XXIX, 354), lenken im Kontext des Gesamtwerkes jeweils vom Hauptplot ab und sind zudem nicht sonderlich gut integriert. Ferner bleibt die Charakterzeichnung vieler Protagonisten blass, was insbesondere für Staatssekretär Eysler, NS-Pressesprecher Winkelhagen und NSBO-Boss Krause gilt. Lediglich der ermordete jüdische Journalist Winternitz nimmt in Großmanns Darstellung Gestalt an, was insbesondere in Schollwitz' Grabrede Ausdruck findet, die der Herausgeber zu Recht als Höhepunkt des Romans bezeichnet (17) und aus diesem Grund hier auszugsweise zitiert sei:

Gerhard Otto Winternitz, den wir alle Nathan den Weisen nannten, du warst ein Deutscher und du warst ein Jude. Beides hat Platz in einer geräumigen Seele und beide kräftigen einander. Ich spreche in deinem und meinem Geiste [...], wenn ich [...] an deinem Grabe sage: Wer aus dem Boden des deutschen Volkes den Juden roh entwurzelt, aus Deutschland hinaus und in eine andere Erde drängen will, der weiß nicht, um wie viel er Deutschland ärmer macht. [...] Wehe uns, wenn uns Hinz und Kunz [...] glauben [sic], das deutschjüdische Geisterbündnis, das jahrhundertalte, je zerreißen zu können. Wir brauchen dich, guter Nathan, dich und Deinesgleichen. Wer deshalb Hand anlegt ans deutsche Judentum, der verwundet und vergreift sich am deutschen Geist. Aber du und die Deinen können nicht ausgerottet werden, sie müssen nur warten können. [...]. (382-83)

Allerdings war diese emphatische Beschwörung der Notwendigkeit der deutsch-jüdischen Symbiose – wie wir Nachgeborenen zu unserem Leidwesen wissen – lediglich Ausdruck des Autors Wunschenken, da diese nur wenig später brutal zerrissen wurde, worauf Schütz in seinem Vorwort zu Recht hinweist (17).

In seiner ‚Editorische Notiz‘ (17-18) führt der Herausgeber hinsichtlich des Manuskripts von Großmanns posthumen Roman aus, daß dieses angesichts der Zeit- und Lebensumstände des Autors (s.o.) „in keiner endgültigen Form“ (17) überliefert sei; vielmehr wurde die endgültige Durchsicht und Korrektur des überlieferten Typoskripts seitens des Verfassers durch Krankheit und Tod verhindert: „So weist das Typoskript neben Flüchtigkeitsfehlern [...] eine ganze Reihe von Widersprüchen auf [auf die wiederholt in Anm. im Text hingewiesen wird; JT], die im Kern auf die geänderte Perspektivierung des Romans zurückgehen.“ (18) Diese Widersprüchlichkeiten – insbesondere in der Chronologie der

Handlungsführungen (s. z.B. 101, 339) – werden jedoch vom Herausgeber verharmlost, und gleichwohl die vorliegende Publikation keine kritische Edition ist, handelt es sich bei derartigen editorischen Eingriffen – „die jeweilige Markierung der Fehler oder Ungereimtheiten“ hätte angeblich „den Lesefluss erheblich gestört“ und es seien aus diesem Grunde „alle offensichtlichen Fehler stillschweigend korrigiert [worden]“ (18) – um eine höchst zweifelhafte wissenschaftliche Vorgangsweise, die auch für die stillschweigenden Umänderungen des gesamten Textes auf neue Rechtschreibung gilt, ein unerhörter und völlig unnötiger Eingriff in die Originalvorlage des Romans in Wien, die nicht nachvollziehbar ist, gleichwohl es sich dabei um eine Unsitte handelt, die neuerdings immer weiter um sich greift.¹⁷ Zudem sei auf zahlreiche Druckfehler hingewiesen, die einmal mehr zu beweisen scheinen, dass der Band nicht richtig lektoriert wurde (vgl. u.a.: habe / hatte [47], die / das [83], Theater und Premierenverschiebungen / Theater- und Premierenverschiebungen [87], Unfroheit / Unfrohheit [110], sonder / sondern [125], Was noch nur verdächtig war aus der Clique [153], Louxembourg [157 / 159 / 173], zerkracht / verkracht [175], selbstständiges [177], verfehle / verhehle [230] riesenräumen / Riesenräumen [254], Abreit / Arbeit [264], stacheln / Stacheln [274], Rohheit / Roheit [279], marschierenden / Marschierenden [300], Rohheiten / Roheiten [303], Wenn etwas sehr dringendes vorfällt / Wenn etwas sehr Dringendes vorfällt [332], vergisst / vergass [334], vereist / verreist [364], Betreib / Betrieb [372]). Es kann daher nur der Hoffnung Ausdruck verliehen werden, dass diese Druckfehler in einer potentiellen Neuauflage korrigiert werden, was jedoch heutzutage ebenfalls nur allzu selten der Fall ist.

Jörg Thuncke, Nottingham

MAX HERRMANN-NEIßE: BRIEFE 1 (1906-1928) U. BRIEFE 2 (1929-1940), HRSG. U. KOMMENTIERT VON KLAUS VÖLKER U. MICHAEL PRINZ



Berlin: Verbrecher Verlag 2012, 1085 S. bzw. 1089 S.

Im Anhang zu Band 2 dieser höchst verdienstvollen Briefausgabe Max Herrmann-Neißes – die bereits im Zug der 1986-1988 erschienenen *Gesammelten Werke* des Autors geplant war, jedoch aufgrund des Verkaufs des Verlages

¹⁷ Vgl. dazu auch meine Rezension der posthumen Veröffentlichung von Ludwig Feuchtwangers *Der Gang der Juden durch die Geschichte* (Berlin: de Gruyter 2014) in Nr. 17 des *Newsletters* der Feuchtwanger Gesellschaft.

Zweitausendeins an eine Medien-Holding, die daran kein Interesse zeigt und wahrscheinlich profitablere Veröffentlichungen bevorzugte, auf Eis gelegt werden musste¹⁸ – vermerken die beiden Herausgeber in einer kurzen Notiz ‚Zur Edition‘ (1081-84), dass der Schwerpunkt dieser Sammlung von 1.259 Briefen auf Herrmann-Neißes Korrespondenz mit seiner Geliebten – und späteren Ehefrau – Leni Gebek liegt, sowie mit seinem Freund Friedrich Grieger. Es war Grieger – nach Herrmann-Neißes Emigration 1933 über die Schweiz nach England, wo er 1941 verstarb –, der wichtige Dokumente aus der Wohnung des Schriftstellers in Berlin nach Breslau schaffte (und einiges davon nach London weiter leitete) sowie den restlichen Nachlass ohne größere Verluste 1945 im Flüchtlingsgepäck in den Westen nach Baden-Baden schaffte. Leni Herrmann übergab dann vor ihrem Tode im Jahre 1960 den literarischen Nachlass ihres verstorbenen Mannes dem Deutschen Literaturarchiv in Marbach und bestimmte gleichzeitig Grieger zum Nachlassverwalter, der seinerseits die in seinem Besitz befindlichen Dokumente nach seinem Ableben ebenfalls dem Literaturarchiv überließ.¹⁹ Zur editorischen Vorgangsweise schreiben die beiden Herausgeber:

Unsere Ausgabe enthält alle von 1914 bis 1939 an Grieger gesandten Briefe und Karten, ebenso alle Briefe an Leni, die Postkarten nur dann, wenn sie Mitteilungen enthalten, die nicht auch in den Briefen erwähnt sind. In vielen Fällen ermöglichen die Poststempel der Karten genauere Datierungen. Sämtliche Briefe sind in chronologischer Abfolge originaltreu wiedergegeben.²⁰ Datum und Ort wurden einheitlich an den Anfang gesetzt; fehlende Angaben von den Herausgebern ergänzt und in eckige Klammern gesetzt. Postkarten sind als solche gekennzeichnet. Bis auf wenige Ausnahmen hat Max Herrmann alle seine Briefe mit der Hand geschrieben, es gibt keine Kopien bzw. Durchschläge. Die Originale wurden in den Archiven oder Bibliotheken, die die Nachlässe der Empfänger oder einzelne Briefe erworben haben, eingesehen oder den Herausgebern als Fotokopien zur Verfügung gestellt. (II, 1082)

Leider war es dem Rezensenten aus Zeitgründen unmöglich, sich der Lektüre von über tausend Briefen und Postkarten zu widmen, wie diese 2-bändige Ausgabe wohl generell eher als Nachschlag- denn als ein ‚Lese‘-Werk gelten dürfte, das sich – selbst der an dem Schriftsteller Max Herrmann-Neiße interessierte Laie bzw. Forscher – kaum je in einem Zuge zu Gemüte führen wird. Allerdings sei darauf hingewiesen, dass zahlreiche der Briefe Gedichte des Autors enthalten (s. ‚Zur Edition‘, II, 1085), auf die sich die

¹⁸ Wobei allerdings die farbenfreudige Umschlaggestaltung der 10 Bände der *Gesammelte Werke* beibehalten wurde!

¹⁹ Vgl. dazu jedoch Anm. 4.

²⁰ Erfreulicherweise wurde in dieser Ausgabe neben Eigenheiten der Schreibweise und Interpunktion Herrmann-Neißes auch der Gebrauch des ß durchgehend beibehalten, was bei vielen Publikationen heutzutage leider nicht mehr praktiziert wird, indem die neue Rechtschreibung generell auf alle Texte – d.h. auch auf solche vor der Rechtschreibereform sowie insbesondere Zitate aus Texten vor den 1990er Jahren - Anwendung findet, obwohl es sich dabei um eine höchst unwissenschaftliche Vorgangsweise handelt!

Lektüre vielleicht in erster Instanz konzentrieren sollte. Ferner – was eigentlich bereits aus obigem Zitat gefolgert werden kann – handelt es sich bei dieser Ausgabe durchaus nicht um die vollständige Korrespondenz des Autors, wie allein schon aus der Publikation des Briefwechsels zwischen Max Herrmann-Neiße und Carl Hauptmann durch Peter Sprengel,²¹ sowie aus dem Beitrag Detlef Haberlands , „Andacht im Versteck der Verse?“. Der handschriftliche Teilnachlass von Max Herrmann-Neiße in der *Martin-Opitz-Bibliothek Herne* in dem von Sibylle Schönborn herausgegebenen Sammelband *Exzentrische Moderne: Max Herrmann-Neiße (1886-1941)* (2014) ersichtlich wird,²² dem zu entnehmen ist, dass Grieger einen Teil des geerbten Nachlasses seinerseits an eine Nichte in Herne weiter vererbte, die diesen kleinen, aber keineswegs unbedeutenden Teilnachlass ihrerseits der damaligen ‚Bibliothek des Ostens‘ (heute Martin-Opitz-Bibliothek) in Herne (Westfalen) vermachte.²³

Jörg Thuncke, Nottingham

SIBYLLE SCHÖNBORN (HG.): EXZENTRISCHE MODERNE: MAX HERRMANN-NEIßE (1886-1941)

Bern: Peter Lang 2014, 284 S.



In der Einleitung zum vorliegenden Sammelband (7-14) merkt Sibylle Schönborn an, dass dessen Ziel sei, „einzelne Schlaglichter auf das widersprüchliche Werk [Max Herrmann-Neißes] zu werfen, um die Einnahme seiner verschiedenen, exzentrischen Positionen im Zentrum der Moderne auszuloten“ (9), um dann fortzufahren:

Die Beiträge des Bandes befassen sich unter gattungsspezifischen Perspektiven zum einen mit dem Briefwerk und seiner Lyrik aus den Anfängen der schlesischen Provinz und aus der Exilzeit. Zum anderen geht es um den Literaturtheoretiker und den bisher kaum wahrgenommenen Literaturkritiker sowie um seine Theorie des Kabarets [...]. Der letzte Teil des Bandes versammelt Beiträge über das kritische Verhältnis Gottfried Benns zu dem Dichterkollegen [...] sowie zur Auseinandersetzung mit dem psychopathologischen Diskurs über Sexualität und Geschlecht. (9-10)

²¹ Vgl. dazu Peter Sprengel: ‚Max Herrmann-Neiße – Carl Hauptmann: Briefwechsel 1918-1920‘, in Beata Gíblak / Wojciech Kunicki (Hg.): *Auch in Neisse im Exil. Max Herrmann-Neiße. Leben, Werk und Wirkung*, Leipzig: 2012, S. 441-533, der Abdruck von 64 (gegenseitigen) Briefen erfolgt ab S. 448.

²² Vgl. dazu meine Rezension dieses Sammelbandes im vorliegenden *Newsletter* der Feuchtwanger Gesellschaft; s. ferner Jörg-Ulrich Fechners Beitrag ‚Max Herrmann-Neiße: Der Teilnachlaß in der Martin-Opitz-Bibliothek in Herne‘, in Wojciech Kunicki / Monika Witt (Hg.): *Neisse: Kulturalität und Regionalität*, Nysa; 2004, S. 261-70.

²³ Vgl. dazu die Auflistung der in Herne vorhandenen Korrespondenz seitens Haberlands (‘Verzeichnis des Briefnachlasses Max Herrmann-Neißes in der Martin-Opitz-Bibliothek Herne, S. 37-59)

Des weiteren verleiht die Herausgeberin dem Wunsch Ausdruck, „Anregungen zur Erforschung dieses Autor im Kontext der Moderne-Diskussion und der Exilforschung zu liefern“ (13), indem auf vielfältige Forschungsdesiderate und -lücken aufmerksam gemacht werde. Leider ist dies jedoch – wie bereits hier vorausgeschickt sei – nur mit Einschränkungen gelungen, worauf im Kontext der Einzelbeiträge eingegangen werden soll.

Im einführenden Beitrag beschäftigt sich der Doyen der Herrmann-Neiße Forschung, Klaus Völker, der erst jüngst – in Kollaboration mit Michael Prinz – eine höchst verdienstvolle und längst überfällige 2-bändige Briefausgabe des Autors publizierte,²⁴ genau mit dieser Brief-Edition (15-28), die sich an die gleichfalls aner kennenswerte zehnbändige Werkausgabe (1986-1988) anschloss und wo der Verfasser – unter Hinweis auf die 1.259 dort (meist erstmals) abgedruckten Briefe – seinem Bedauern Ausdruck verleiht, dass aufgrund widriger Zeitumstände viele weitere Briefe als verloren gelten müssen (27). Natürlich konnte Völker angesichts des enormen Volumens dieser Korrespondenz nicht auf Einzelheiten eingehen (s. dazu den Beitrag Haberlands); hingewiesen sei hier deshalb lediglich auf folgende kritische Anmerkung des Verfassers, die ganz offensichtlich nicht der Wahrheit entspricht. So heißt es an einer Stelle: „Schon im Ersten Weltkrieg hatte die *Neue Rundschau* des S. Fischer Verlages keine gute Figur gemacht. Warum jetzt [d.h. nach 1933] wieder der Versuch Oskar Loerkes und Peter Suhrkamps, eine den Nazis gerade noch genehme Zeitschrift ‚mit Niveau‘ zu machen, die von dem verbrecherischen Regime dann als Alibi für Liberalität vorgezeigt würde?“ (19) Tatsache ist jedoch, dass sowohl Oskar Loerke als auch später Peter Suhrkamp und Hermann Kasack unter großer persönlicher Gefahr eine ganze Reihe regime-kritischer Gedichte des Dichters in der *Neuen Rundschau* veröffentlichten!²⁵

Interessanter – da wesentlich spezifischer – ist in dieser Hinsicht Detlef Haberlands Beitrag (29-60) über den Teilnachlass Max Herrmann-Neißes in der Martin-Opitz-Bibliothek in Herne (allein die Narrative, wie

²⁴ Max Herrmann-Neiße: *Briefe 1 (1906-1928) & Briefe 2 (1929-1940)*, Berlin: Verbrecher Verlag 2012, insgesamt über 2.000 Seiten!

²⁵ Vgl. dazu u.a. Oskar Loerke: ‚Die armen Öffentlichkeit des Dichters‘, in: *Neue Rundschau* 44 (1934), S. 782-87; ders.: ‚Die Nacht‘, in: *Neue Rundschau* 45 (1934), S. 75-78; ders.: ‚Der Wald der Welt‘, in: *Neue Rundschau* 47 (1936), S. 144-53; Oskar Loerke: ‚Meine sieben Gedichtbücher. Versuch einer Selbstdarstellung‘, in: *Neue Rundschau* 47 (1936), S. 1250-70, worin in einer Art Anhang das Gedicht ‚Das Auge des Todes‘ (S. 1266-67); ders.: ‚Gedichte aus dem Nachlaß‘, in: *Neue Rundschau* 52 (1941), S. 603-04; Hermann Kasack: ‚Oskar Loerke / Der Steinpfad‘, in: *Neue Rundschau* 53 (1942), S. 140-48; s. dazu auch Jörg Thuncke: ‚„Die Jahre des Unheils“: der innere Emigrant Oskar Loerke in seinen Tagebüchern und nachgelassenen Gedichten‘, in Marcin Gołaszewski et al. (Hg): ‚*Intra et extra muros*‘. *Innere Emigration versus Exilliteratur?*, Berlin, de Gruyter 2015 (in Vorbereitung).

diese handschriftlichen Dokumente nach Westfalen gelangten, ist eine spannende Geschichte [31f.]); und des Verfassers ‚Verzeichnis des Briefnachlasses‘ (37-59) ist Gold wert, insbesondere, da sich – wie der Rezensent selbst bereits feststellen konnte –, wohl nunmehr des öfteren auch Gegenbriefe ausmachen lassen (so z.B. im Falle des englischen Germanisten Jethro Bithell [39-40]).

Interessant ist ebenfalls der Beitrag von Edith Wack über Herrmann-Neißes Korrespondenz mit seinem ‚Förderer‘ Carl Hauptmann (61-76), wobei die Rezensentin allerdings nicht dazu durchringen kann, folgende Einschränkung in der Beziehung der beiden Schriftsteller – „War also alles nur ein Missverständnis: die in den Briefen aufscheinende ‚Seelen‘-Verwandtschaft ein bloßer Trug – zweckmäßige Prosa gar des um Unterstützung flehenden Max Herrmann-Neißes?“ – aus ganz dem Wege zu räumen: „Wohl kaum. Denn auch als Kritiker erweist dieser sich als ein aufmerksamer und für die Eigenart von Hauptmanns Dichtkunst höchst empfänglicher Leser.“ (74)

Hans Peter Bouhlers Ausführungen konzentrieren sich auf Herrmann-Neißes frühen Sonetten-Zyklus *Porträte des Provinz-Theaters* aus dem Jahre 1913 (77-95), womit der Autor dreierlei zu erreichen suchte: „Zum einen g[ing] es ihm um eine Kritik an den konkreten Theaterverhältnissen in Neisse, darüber hinaus um eine karikierende Zeichnung der Theaterverhältnisse im Allgemeinen und drittens um eine poetologische Positionierung.“ (78) Der Verfasser gelangt – anschließend an eine detaillierte Erörterung des oben genannten Bandes, wobei der Leser u.a. erfährt, dass Herrmann-Neiße zu den produktivsten Sonettisten des frühen 20. Jahrhunderts zählte – zu dem Ergebnis, dass es sich hierbei um ein ‚lyrisches Experiment‘ handelte, welches „ebenso momenthaft-aktuelle wie allgemeine Gültigkeit beansprucht.“ (93)

Weniger ergiebig ist – leider – der einzige Beitrag in diesem Sammelband zu Herrmann-Neißes Exillyrik (97-108); denn Nadja Reinhard ist es nicht gelungen, irgend welche neuen – über den bereits vorliegenden Forschungsstand hinausgehende – Erkenntnisse zu erzielen, ja, sie hat es ganz offensichtlich nicht einmal für notwendig gefunden, bereits veröffentlichte wissenschaftliche Beiträge zu diesem äußerst wichtigen Thema zu recherchieren,²⁶ was insgesamt um so bedauerlicher ist, da heutzutage allgemein die Meinung vorherrscht, dass es sich bei der in England entstandenen Exillyrik um das Hauptwerk des Dichters handelt.

²⁶ Vgl. dazu z.B. Jörg Thunecke: ‚Ästhetik der Exilliteratur oder Exilästhetik? Die Lyrik Max Herrmann-Neißes. Ein exemplarischer Fall‘, in: Alexander Stephan / Hans Wagener (Hg.): *Schreiben im Exil. Zur Ästhetik der deutschen Exilliteratur 1933-1945*, Bonn: 1985, S. 178-99.

Auch hinsichtlich der Anordnung der Beiträge seitens der Band-Herausgeberin ist Kritik anzumelden; denn es ist nur schwer nachvollziehbar, warum ein Artikel über Herrmann-Neißes Exillyrik aus den 30er Jahren gerade zwischen zwei sehr frühen Schaffensbereichen des Dichters angesiedelt wurde. An nächster Stelle im vorliegenden Sammelband folgt nämlich Beata Giblaks Arbeit über Herrmann-Neißes erste literaturkritische Versuche als Rezensent der *Breslauer Zeitung* während des Zeitabschnitts 1909 bis 1914 (109-25), wobei sich dieser – wie zahlreiche andere junge expressionistische Autoren – der Richtlinie Alfred Kerrs anschloss: einer Art von ‚Propagandakritik‘, die dem Verfasser die Rolle eines Agitators zuwies (110-11). Herrmann-Neiße schrieb in dieser Funktion über 80 Rezensionen, die – trotz aller Bemühungen um Objektivität – meist subjektiv gefärbt blieben, treu Kerrs Gebot, dass der Kritiker ‚Seelenzustände‘, d.h. „die subjektive von den Sinnen vermittelte Innenwelt“ (121), darstellen solle.

Einen äußerst wichtigen – und entsprechend langen – Beitrag steuerte Walter Fähnders bei, der sich in den 70er und 80er Jahren durch richtungsweisende Beiträge wie *Linksradikalismus und Literatur. Untersuchungen zur Geschichte der sozialistischen Literatur in der Weimarer Republik* (1974), *Proletarisch-revolutionäre Literatur der Weimarer Republik* (1977) sowie *Anarchismus und Literatur. Ein vergessenes Kapitel deutscher Literaturgeschichte zwischen 1890 und 1910* (1987) einen Namen machte, im vorliegenden Sammelband über ‚Literatur fürs Proletariat. Linksradikale Kanonbildung bei Max Herrmann-Neiße‘ (127-46) referierte und dabei zur Schlussfolgerung gelangte, dass der Autor „keine dezidiert politische oder von Sujet oder Anlage her linksradikale Prosa [...] geschrieben ha[be]“, wahrscheinlich – so Fähnders –, weil er letztendlich doch Vorbehalte hatte gegenüber einer Identifizierung von Dichtung und Klassenkampf.

Ein ähnliches Thema wie Fähnders behandelt auch Arturo Larcati, indem er sich dem Zola-Bild Herrmann-Neißes mittels der Fragestellung zuwandte, ob der Autor ein Dichter für das revolutionäre Proletariat gewesen sei (147-69). Er widmete sich dabei insbesondere dem 1925 publizierten Band *Emile Zola. Ein Dichter für das revolutionäre Proletariat* und versuchte Fähnders‘ und Rectors Einschätzung aus dem Jahre 1924 (s.o.) mit der Feststellung zu relativieren, dass „[j]e mehr man [...] vom engen Zusammenhang von ‚Linksradikalismus und Literatur‘ in der Weimarer Republik abstrahiert und den Zola-Text in einem größeren kulturhistorischen und rezeptionstheoretischen Kontext betrachtet, desto mehr erscheint er als relevanter Beitrag zum Thema ‚Revolution und Literatur‘ sowie als Fortsetzung und Höhepunkt des deutschen Zola-Kultes nach dem Naturalismus und nach Heinrich Mann.“ (163)

Mit Madlen Kazmiersczaks Abhandlung über Herrmann-Neißes Poetik des ‚Ideal-Kabarets‘ (171-91) wendet sich der Sammelband einem weiteren Themenkreis zu, worin der Autor – was wohl nur Wenigen bekannt gewesen sein dürfte – als engagierter Kabarettkritiker präsentiert wird (173f.), der scheinbar stets an seiner Vision eines ‚höherwertigen‘ Kabarets fest hielt und zu den Aufgaben des idealen

Kabarett's Angriffe auf religiöse, kulturelle und politische Verhältnisse sowie die Hinterfragung jedweder Autorität zählte (180), was er auf die Formel brachte, die Überbrettel-Kunst sei eine „scharfe, mit Abwechslung gewürzte Momentkunst, ehfurchtslos und unsentimental, voll Farbigkeit und Überraschung, Geist-Salto mortale, Hirn-Zirkus [...]“ (181)

Wieder ein anderer Abschnitt des vorliegenden Bandes behandelt Gottfried Benns Auseinandersetzung mit der Dichtung Herrmann-Neißes (193-213). Der polnische Germanist Wojciech Kunicki aus Breslau – u.a. Mit-Herausgeber eines weiteren neueren Sammelbandes über den Autor des Titels *Auch in Neisse im Exil* (2012) – dokumentiert hierin Benns Abrechnung mit dem aus Schlesien gebürtigen Autor, die – trotz gewisser kritischer Ungerechtigkeiten – laut Kunicki letztendlich doch auf berechnete Schwächen der frühen Lyrik Herrmann-Neißes hinweise und zu Recht schlussfolgert: „Gehören die Dichtungen Benns restlos zur ‚neuen Dichtung‘ und sind als solche Bestandteile der Klassischen Moderne, so zeichnen sich die Gedichte Max Herrmann-Neißes durch eine gehemmte Modernität [aus], die insbesondere im Exil epigonenhafte, obwohl vom Standpunkt der Humanität gesehen durchaus respektable Züge annehmen.“ (205)

Einen recht ausgefallenen Titel hat sich Jürgen Joachimsthaler für seinen Beitrag einfallen lassen, indem er sich dem sogen. ‚buckligen Schreiben‘ Herrmann-Neißes zuwandte (215-31). Der dabei einer Untersuchung unterworfenen ‚narrative Gestus‘ des Autors führte den Verfasser zu der Erkenntnis, dass „die formalen Entscheidungen des Erzählers [...] phasenunabhängig von der narrativen Absicht geprägt waren“, um „den Referenz- und Illusionsraum der [jeweiligen] Erzählung zum Zwecke einer gestischen Selbst-Übersteigerung aufzubrechen bzw. zu verfremden.“ (230)

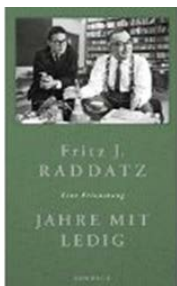
Jochen Strobel untersucht das Thema ‚Behinderung‘ in Texten Max Herrmann-Neißes (233-50), das sich ja eigentlich angesichts der Tatsache, dass der Autor von Geburt an ein Krüppel war, quasi von selbst versteht und dessen berühmtes, von George Grosz 1925 gemaltes Porträt von den Nazis gleich aus zwei Gründen der ‚entarteten Kunst‘ zugerechnet wurde: zum einen wegen der künstlerischen Technik, zum anderen jedoch auch aufgrund des Gegenstandes, nämlich eines vermeintlich hässlichen und kunstunwürdigen Körpers (235). Der Verfasser widmet sich in seinem Beitrag Herrmann-Neißes Stück *Joseph der Sieger* (1919) und gelangt zu dem Ergebnis, dass „das Verzerrete, Entstellte und Hässliche seit dem Expressionismus [durchaus] literaturfähig [geworden sei]“ (238); und er untermauert diese These mit dem Hinweis auf die 1927 erschienene Erzählung *Der Todeskandidat*, um letztendlich – u.a. auch unter Querverweis auf Beiträge des Autors zum zeitgenössischen Kabarett – das Fazit zu ziehen, dieser habe eine Art ‚Ästhetik des schiefen Körpers‘ (d.h. eine ‚Ästhetik des Hässlichen‘) kreiert und damit die Chance „für den Künstler, Körperkunst mit der Arbeit an einer neuen, von bürgerlichen Zwängen zunehmend gereinigten Identität zu verbinden“ (244), d.h. eine Art von Refugium.

Den den Band abschließenden Beitrag steuerte die Herausgeberin Sibylle Schönborn bei, die sich dem Thema Sexualität und Geschlecht im Werke Herrmann-Neißes widmete (251-68), wobei allein schon der frz. Untertitel ‚La belle Albine, douze ans [ein Gedichttitel]‘ auf den Problembereich Pädophilie – gerade heutzutage in aller Munde – hinweist. Die Verfasserin bezieht sich bei ihren Ausführungen – wie nicht anders zu erwarten – auf die damalige Skandalschrift Magnus Hirschfelds *Geschlecht und Verbrechen* aus dem Jahre 1930 und verbindet das mit Herrmann-Neißes Drama *Joseph der Sieger* und dessen erotische Lyrik; denn auch für ihn – wie für viele seiner Künstlerkollegen – stand damals „der vorpubertäre Körper des Mädchens als Symbol für ein männliches Begehren jenseits von Sexual- und Geschlechtnormen im Zentrum“ (255). Schönborn registriert in diesem Zusammenhang, dass der Autor sich – z.B. in der Figur Albines im obigen Stück – mit typisch expressionistischem Pathos „Befreiung von der Sexualität“ (261) versprach, diese Grenzüberschreitungen der sexuellen Norm – auch darauf weist die Verfasserin ausdrücklich hin – später jedoch zurückzunehmen versuchte, indem er dem Drama stets einen Kommentar vorausschickte. Abschließend unterwarf Schönborn dann noch der 1922-1930 entstandenen Sammlung erotischer Lyrik, zusammengefasst unter dem Titel *Das Sowieso*, einer kurzen Analyse, die sie schlussfolgern lässt, dass in diesen Gedichten „Bilder sexueller Abweichungen von der heterosexuellen Norm“ nicht zu verleugnen seien.

Jörg Thuncke, Nottingham

FRITZ J. RADDATZ: JAHRE MIT LEDIG - EINE ERINNERUNG, MIT ZAHLREICHEN ABBILDUNGEN

Reinbek: Rowohlt 2015, 159 S.



Sollte einer der Leser oder Leserinnen dieser Ausgabe des *Newsletters* an der Lektüre eines herzerfrischenden, relativ kurzen Buches interessiert sein, hier biete sich die Chance!

Fritz Joachim Raddatz wurde 1931 in Berlin als Sohn einer Pariserin geboren. Er wuchs in Ost-Berlin auf, studierte an der Humboldt Universität Germanistik,

Geschichte, Theaterwissenschaften, Kunstgeschichte sowie Amerikanistik, promovierte dort 1958 und habilitierte sich 1971 in Hannover bei dem inzwischen in den Westen gewechselten Hans Mayer. Bereits als Zwanzigjähriger schrieb er für die *Berliner Zeitung*, war von 1953 bis 1958 Leiter der Auslandsabteilung und stellvertretender Cheflektor beim Verlag ‚Volk und Welt‘ in Ost-Berlin, siedelte dann jedoch nach langen Querelen mit Regierungs- und Parteibehörden der DDR 1958 in die Bundesrepublik über. Dort wurde er 1960 Cheflektor und stellvertretender Verlagsleiter des Rowohlt

Verlags unter Ledig-Rowohlt sowie Herausgeber der Taschenbuchreihe ‚rororo-aktuell‘, eine Funktion, die er 1969 aufgrund der sogen. ‚Ballonaffäre‘ aufgeben musste. Von 1976 bis 1985 war er dann Leiter des Feuilletons der Wochenzeitung *Die Zeit* und blieb auch danach weiterhin als Kulturkorrespondent bei dieser Zeitung tätig. Der Feuilletonist, Essayist, Biograph und Romancier Raddatz galt als einer der einflussreichsten deutschen Literaturkritiker der Nachkriegszeit, der sich jahrzehntelang durch hervorragende Veröffentlichungen hervortat und dessen 2-bändige Tagebuch-Ausgabe einem Panoptikum der west- und ostdeutschen Verlags- und Autorenszene nach 1945 gleichkommt. Er war offen schwul und beging jüngst in der Schweiz legal unterstützten Selbstmord (†2015).

Ernst Rowohlt (1887-1960) gründete 1908 in Leipzig seinen ersten Verlag, der bis 1913 existierte. Stiller Teilhaber war Kurt Wolff, der nach persönlichen Auseinandersetzungen mit Rowohlt den Verlag 1912 übernahm und u.a. die Rechte an Johannes R. Becher, Max Brod, Georg Heym und Franz Kafka erwarb. Nach seiner Rückkehr in die deutsche Hauptstadt gründete Rowohlt den zweiten Verlag, der seinen Namen trug und von 1919 bis 1943 bestand. Wichtige Autoren in den 20er Jahren waren u.a. Kurt Pinthus, Franz Blei, Alfred Polgar und Kurt Tucholsky. Ab 1923 wurde zudem Emil Ludwig Erfolgsautor des Hauses, und ab 1928 nahm der Verleger auch zeitgenössische amerikanische Literatur in sein Programm auf, wie beispielsweise Sinclair Lewis' *Elmer Gantry*, Ernest Hemingways *Fiesta* oder Thomas Wolfes *Schau heimwärts, Engel!* und *Von Zeit und Strom*. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten wurden viele Bücher des Hauses beschlagnahmt, verbrannt bzw. verboten, und 1938 erhielt Ernst Rowohlt aufgrund des Vorwurfs, jüdische Schriftsteller getarnt zu haben, Berufsverbot (Ausschluss aus der Reichsschrifttumskammer), was im Februar 1939 Anlass zur Emigration Rowohlts nach Brasilien wurde. Die dritte Verlagsgründung erfolgte Anfang November 1945, als Heinrich Ledig (der älteste Sohn Rowohlts; s.u.) von den Amerikanern die Lizenz für die Wiedereröffnung des Unternehmens in Stuttgart erwarb. In den ersten Jahren gab das Haus Werke von Kästner, Ringelnatz und Tucholsky heraus; und durch Einrichtung einer Zweigstelle in Baden-Baden, deren Leitung Kurt Kusenberg inne hatte, konnten zudem wichtige Kontakte zu französischen Schriftstellern wie Jean-Paul Sartre, Simone de Beauvoir, Albert Camus sowie Jacques Prévert geknüpft werden. Zu den jungen deutschen Dichtern des Verlages zählten u.a. Walter Jens sowie (anfangs) Arno Schmidt, und das Drama *Draußen vor der Tür* von Wolfgang Borchert erregte 1947 großes Aufsehen. Einen außergewöhnlichen Erfolg erlangte zudem 1949 C. W. Cerams (d. i. Kurt W. Marek) Buch *Götter, Gräber und Gelehrte*, das zu einem weltweiten Bestseller wurde. Ein Jahr nach der Gründung des Unternehmens erwarb Ernst Rowohlt dann von den Engländern auch die Lizenz für die britische Besatzungszone, 1950 siedelte die Redaktion von Stuttgart nach Hamburg, und letztendlich ins nahegelegene Reinbek (am Rand des

Sachsenwaldes), über. Ein weiteres Jahr später erfolgte die Veröffentlichung des autobiografischen Romans *Der Fragebogen* (1951) von Ernst von Salomon, der ebenfalls zum Bestseller wurde.

Heinrich Maria Ledig-Rowohlt (1908-1992) war der uneheliche Sohn des Verlegers Ernst Rowohlt mit der Schauspielerin Maria Ledig. Nach einer buchhändlerischen Ausbildung trat Ledig 1931 in den Rowohlt Verlag ein, übernahm die Leitung der Presseabteilung und betreute u.a. im Frühling 1935 sowie im Sommer 1936 den amerikanischen Rowohlt-Autor Thomas Wolfe, der in Berlin von seinen deutschen Tantiemen lebte. Als Ernst Rowohlt Berufsverbot erhielt, übernahm Ledig die Leitung des Verlags, der als Tochtergesellschaft der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart angegliedert wurde, bis auch dieser Verlag 1943 von den Nationalsozialisten liquidiert wurde. Ledig wurde sodann Soldat und erlitt schwere Verwundungen. Im November 1945 erhielt er – wie bereits erwähnt – von den Amerikanern die Lizenz zur Wiedereröffnung des Verlages in Stuttgart und sein Vater im März 1946 in Hamburg die britische Verlagslizenz. Beide Verlage wurden dann 1950 in Hamburg zusammengelegt, nachdem Ledig-Rowohlt bereits im Herbst 1946 auf die Idee gekommen war, Bücher im Rotationsdruck auf Zeitungspapier herzustellen (Rowohlts Rotations-Romane = rororo). Zu den ersten Titeln gehörten Kurt Tucholskys *Schloß Gripsholm* und Ernest Hemingways *In einem andern Land*. Aus den Rotationsromanen entstanden dann später die rororo-Taschenbücher. Ledig-Rowohlt hatte nämlich 1949, anlässlich einer USA-Reise, die Massenproduktion amerikanischer Paperbacks kennengelernt und beschlossen, dies auch in Deutschland einzuführen, womit die Verlagsproduktion ab 1950 auf Taschenbücher erweitert wurde und Ledig-Rowohlt seitdem als Pionier des deutschen Verlagswesens nach dem Zweiten Weltkrieg gilt (,rororo` wurde quasi zum Synonym für Taschenbücher). Als Ernst Rowohlt 1960 starb, vermachte er seinem jüngeren Sohn Harry einen Minderheits-Anteil am Verlag; Ledig-Rowohlt seinerseits wurde Mehrheitsgesellschafter und übernahm ab dem Zeitpunkt die alleinige verlegerische Leitung des Verlages. 1982 verkaufte er den Verlag an die Verlagsgruppe Georg von Holtzbrinck; er starb am 28. Februar 1992 auf einer Verlegertagung in Neu-Delhi, Indien.

Etliche der oben erwähnten Einzelheiten sind eingeflossen in Fritz Raddatz' Erinnerungen an das knappe Jahrzehnt als Ledig-Rowohlts ,rechte Hand`, in denen der Verfasser berichtet, wie er – als stellvertretender Cheflektor beim ostzonalen Verlag ,Volk und Welt` – von keinem geringeren als dem damaligen DDR-Kultusminister Johannes R. Becher autorisiert wurde, mit 70.- West-Mark und einem Interzonenpass nach Hamburg zu reisen zwecks Verhandlungen mit Ledig-Rowohlt über eine Tucholsky-Ausgabe; über seinen ersten – kurzfristigen – Job beim Kindler Verlag; bis zu dem Zeitpunkt, als ihn Ledig 1960 anheuerte (damals war der Rowohlt Verlag gerade in den eleganten Neubau in Reinbek umgezogen), für den jungen Raddatz eine einmalige Chance; denn: „Rowohlt war kein Verlag. Rowohlt

war eine Idee.“ (31) Und so steuerte er dann – wie er noch über ein halbes Jahrhundert später süffisant berichtet – „in das phantastischste, phantasievollste Chaos meines Lebens“ (31). Denn:

Die Ehe zwischen Ledig und mir wurde auf Buchpapier geschlossen, auf dem Papier ganzer dem Verlagsprogramm hinzugefügter Reihen: Rowohlt Paperback: rororo Sexologie; rororo aktuell. Ich hatte die Ideen, und es war Ledig, der das ermöglichte. Tatsächlich war es eine Ehe. Der Ältere liebte, der Jüngere verehrte. Da die deutschen Kleinbürger nicht unterscheiden können zwischen homoerotisch und homosexuell [...] muss ich leider präzisieren: Ja, es war in unseren guten Jahren eine homoerotische Beziehung – die sich aber auf intellektueller Ebene abspielte. (41-42)

eine Behauptung, die viele Jahre später – nach bitterem Zerwürfnis und anschließender Versöhnung – von Ledig selber anlässlich einer Feier von Raddatz' Geburtstag im Rahmen der Frankfurter Buchmesse bestätigt wurde, als er u.a. in einer kleinen Rede behauptete: „Die Jahre mit Fritz, das waren die besten Jahre meines Lebens.“ (42)

Ledig war – um dessen Charakter mit einem passenden Oxymoron zu umreißen – ein pedantischer Chaot, und Raddatz bringt dies an mehr als einer Stelle in seinen Erinnerungen deutlich zum Ausdruck, so etwa, wenn er behauptet:

Das war vielleicht Ledigs Geheimnis: Vieles war ihm egal. Er rannte niemandem hinterher, er hörte nicht zu – und trotzdem sprachen die Leute am liebsten mit ihm. Er beantwortete keine Briefe – las sie aber gern. Er war nie pünktlich. Er ließ alle Welt warten. [...] Er telefonierte stundenlang. [...] Erst wenn das große Geschäft winkte, wurden die Mäuseohren und listigen Augen hellwach. [...] Das Zuhören begann für Ledig bei zwei Dingen: Literatur und größeren Summen. (43-46)

Und an einer anderen Stelle belegt Raddatz, wie es um den Verleger – so z.B. bei Arbeitsklausuren – wirklich bestellt war:

Ledig gab sich heiter und unbeschwert, fast aus Höflichkeit, wie der Chansondichter, der nicht zugibt, wie viel Arbeit in einem heiteren Trällerliedchen steckt: Er war ein harter, kenntnisreicher Arbeiter. Ihm entgingen weder Druckfehler in einer beliebigen Taschenbuch-Fahne noch die falsche Farbnuance eines Umschlagandruck[s] noch der gedankliche Leerlauf eines sich philosophisch gebärdenden Autors. Vor allem entging ihm kein falscher Ton in einer Übersetzung – der Chef des Verlages war selber sein bester Übersetzer [...]. (53)

Denn:

Er war ein *man-eater*. Und ein großer Kümmerer. Ein Perlentaucher, den es, hatte er nur die Perle gefunden, nicht interessierte, was der jeweils andere mit der Perle tat. Bei seinen berühmt-berüchtigten

Übersetzungs-, Seminaren` drehte und wendete er jedes Wort, sah und hörte aber kaum hin, wer sich noch neben ihm quälte. (60)

M.a.W., ‚ein sensibler Elefant` (54), der extrem nachtragend war und ebenso eitel. Letztendlich war Ledig jedoch ein einsamer Mensch: er wahrte stets Distanz, gestattete fast niemandem Zutritt zu seiner Einsamkeit. Deswegen, so Raddatz` nachträgliche Warnung: „Achtung, wenn er – gerne und oft – überhöflich war.“ (59)

Interessant ist auch Raddatz` Berichterstattung über die sogen. ‚Formentor`-Zusammenkünfte (74f.), wo sich berühmte Verleger wie Claude Gallimard, Einaudi, George Weidenfeld, Barney Rosset, und eben auch Ledig-Rowohlt, zusammentaten, zwei Literaturpreise stifteten und sich verpflichteten, die jeweils prämierten Bücher in ihren Verlagen zu publizieren, wodurch deren Autoren quasi über Nacht international bekannt wurden; ferner die Einzelheiten der Publikationsgeschichte von Rolf Hochhuths Drama *Der Stellvertreter* (1963), bzw. die von Tucholskys Bildband *Deutschland, Deutschland über alles* (1964), in deren Zusammenhang Ledig kategorisch entschied: „ ‚Was in meinem Verlag NICHT erscheint, bestimme allemal ICH`.“ (95), ein Machtspruch, der z.B. die Publikation von Joachim Fests Hitler-Buch (das dann 1973 bei Propyläen erschien) verhinderte und in dem wütenden Satz mündete: „ ‚Raddatz ist hier im Hause der einzige, der das Erbe von Ernst Rowohlt wahrte und weiterführt`.“ (96), worauf es außerdem anschließend (oft) hieß: „ ‚ ‚ ‚ Raddatz soll kommen!` “ Allerdings bildeten sich dann im Laufe der Jahre doch Risse in der Beziehung zwischen dem Verleger und seinem Stellvertreter, die zu einer sukzessiven Abkühlung des Verhältnisses zwischen beiden führte und von Raddatz im abschließenden Drittel seiner Erinnerungen thematisiert wird, wobei auffällt, dass ihm all dies scheinbar erst im Nachhinein voll bewusst geworden ist, so wenn er an einer Stelle etwas kleinlaut zugibt: „Und ich Gockel spürte das nicht. Unser Vertrauen war ja über die Jahre so wild, so bunt aufgeschossen.“ (108) Denn – so Raddatz in der Rückschau, trotz der Einschränkung, es handele sich bei seiner Erzählung um keine ‚psychologische Studie` – „ ‚Ledigs Charakter war vertrackt“:

Er war ein Vielfaches. Wie das Meer eben noch gischte, gleichsamer freudvoll hohe weiße Wellenkämme spendiert, um Sekunden später in gefährlichem Sog den Schwimmer hinauszuziehen, so kann, so konnte Ledigs Seele umkippen in Verhärtung, vollgesogen mit Misstrauen, Bösartigkeit sogar. (112)

Und so nahm denn das Unheil im Falle Raddatz` seinen Lauf, zunächst im Zusammenhang einer Veröffentlichung des deutsch-französischen ‚Revolutionärs` Cohn-Bendit (*Linksradikalismus – Gewaltkur gegen die Alterskrankheit des Kommunismus* [1968]), letztendlich jedoch anlässlich der sogen. ‚Ballonaffäre` (125f.) im Kontext der Publikation von Ginsburgs *Marschroute eines Lebens* (1968), die

Anlass zum Bruch zwischen Raddatz und Ledig wurde (s. dazu das Kündigungstelegramm aus dem Jahre 1969 [137-38]), wobei sich Raddatz nachträglich selber die Schuld in die Schuhe schob:

Ich war pfauenhaft eitel, dumm genug, um nicht zu spüren, dass in Ledigs Seele ein anderes Feuer zu knistern begann: Selbstzweifel, Zweifel an mir. Von einem gewissen Moment an muss Ledig sich von mir überwältigt gefühlt haben. Dafür hatte ich überhaupt kein Gespür. Rowohlt und ich, ich und Rowohlt: Das war für mich eine vollkommene Einheit, etwas Zusammengeschmolzenes, ein Amalgam. Dass der eine Besitzer war und der andere sein Angestellter – so dachte ich nicht. In meinem liebevollen, auch bewundernd dankbaren Respekt war es mir eine Selbstverständlichkeit: Er ist der Boss. Aber ich sah kein Oben-Unten. Was immer ich tat [...] – ich sah es nicht als Job, gar den eines Apportierenden. Kein Ideenlieferant, sondern Teil der Idee Rowohlt. Als wäre ich Ledig gleichberechtigt. *Werch ein Illtum* – schrieb der herrliche Ernst Jandl zu derlei Blödheit. (121)

Auch kam der Blitz – wie ausführlich beschrieben – letztendlich durchaus nicht aus heiterem Himmel, nur hatte Raddatz das drohende Gewitter nicht heraufziehen sehen. Und so erreichte ihn dann das bereits oben erwähnte Kündigungstelegramm im Sommer 1969 während eines Urlaubsaufenthaltes im spanischen Marbella eher unerwartet. Raddatz kommentiert diese Situation folgendermaßen: „Das war das Ende. Doch hatte das Ende kein Ende.“ (135) Denn obwohl er zunächst „tief verletzt, traurig und schockiert“ war (135) und obwohl man sich Jahre danach aus dem Wege ging, kam es letztendlich – anlässlich von Raddatz' Roman *Kuhauge* (1984) – doch zu einer Versöhnung, und er veröffentlichte zum Tode Ledigs im Februar 1992 in *Die Zeit* einen langen Nachruf, der auszugsweise am Ende des vorliegenden Bandes erneut abgedruckt wurde (144-50) und in den Worten gipfelte: „*Ich habe ihn geliebt*.“ (144)

Jörg Thunecke, Nottingham

**ATINA GROSSMANN: JUDEN, DEUTSCHE, ALLIIERTE, BEGEGNUNGEN IM BESETZTEN DEUTSCHLAND.
AUS DEM ENGLISCHEN ÜBERSETZT VON ULRIKE BISCHOFF.**

Göttingen: Wallstein 2012, 472 S.



Zu Beginn des NS-Regimes 1933 lebten in Deutschland, wie Atina Grossmann in der Einleitung (12-30) zur vorliegenden deutschen Ausgabe ihres Buches *Jews, Germans, and Allies. Close Encounters in Occupied Germany* (Princeton University Press: 2007) vermerkt,²⁷ etwa 500.000 Juden; um 1946-47 gab es noch gut eine Viertel Million, die meisten in der amerikanischen Zone, darunter jedoch nur etwa 15.000 deutsche, von denen sich nahezu die Hälfte in Berlin aufhielt. Manche hatten die Nazi-Zeit in Verstecken oder als ‚Arier‘ getarnt überstanden. Andere hatten Zwangsarbeit, Konzentrations- und Todeslager überlebt, und oft waren es ältere Überlebende aus Theresienstadt. Die meisten hatten in ‚privilegierten Mischehen‘ oder als ‚Mischlinge‘ ein prekäres Leben geführt; wieder andere waren Remigranten, von denen viele den alliierten Besatzungstruppen, vor allem den amerikanischen, angehörten und als Dolmetscher, Vernehmungs-, Verwaltungs- und Kulturoffiziere arbeiteten. Die Mehrzahl waren jedoch osteuropäische Juden, die von den Siegermächten als ‚Displaced Persons‘ eingestuft wurden. Die Alliierten hatten auf deutschem Boden annähernd 90.000 Juden befreit; da aber viele innerhalb weniger Wochen starben, überlebten tatsächlich nur etwa 60.000 bis 70.000 (12). Im Laufe der nächsten Monate kamen noch Zehntausende jüdische ‚Infiltrates‘ hinzu, die aus Osteuropa in die amerikanische Zone strömten. Die mit Abstand größte – und laut Grossmann am wenigsten erforschte – Gruppe der europäischen Überlebenden der ‚Endlösung‘ bestand aus schätzungsweise 200.000 Juden, die aus ihrem schwierigen, aber lebensrettenden Asyl in der Sowjetunion nach Polen repatriert wurden, jedoch von dort vor polnischem Antisemitismus der Nachkriegszeit erneut flüchteten (12-13; vgl. Kap. 4, S. 260-65).

²⁷ Es handelt sich im Grunde um den gleichen Text. In der deutschen Ausgabe wurden aber 9 Fussnoten hinzugefügt und die Bibliografie um etwa 35 Eintragungen seit 2007 erweitert. Im Vergleich zu der Originalausgabe zeigt die deutsche Ausgabe gewisse nützliche Vorteile, wie z.B. ein detailliertes Inhaltsverzeichnis, das dem Leser einen besseren Überblick gibt, Fussnoten (insgesamt 997!), die sich unten auf jeder Seite leichter lesen lassen, oder eine umfangreiche Bibliografie (431-59) statt einer ‚Select Bibliography‘ (359-67). Dagegen enthält die Originalausgabe einen umfangreichen Index (373-93), während die deutsche Ausgabe lediglich ein Personenregister (469-72) bietet. Der englische Untertitel ‚Close Encounters in Occupied Germany‘ ist auch präziser als der deutsche Untertitel ‚Begegnungen im besetzten Deutschland‘, aber ‚heikle Begegnungen‘ (Einleitung) scheint geeigneter zu sein als ‚close encounters‘. Ansonsten sind dieselben 28 Abbildungen in beiden Ausgaben von hoher Qualität.

All diese Juden bildeten ein wesentliches Element des ‚historischen Dreiecks‘ aus Deutschen, Juden und Amerikanern, welches das Westdeutschland der Nachkriegszeit prägte (13).²⁸ Dieses ‚historische Dreieck‘ existierte überall in der amerikanischen Besatzungszone, obwohl für Grossmann Berlin unter Vier-Mächte-Besatzung und die großen DP-Lager in Bayern, vor allem Feldafing, Föhrenwald und Landsberg, von exemplarischer Bedeutung sind (31). Die allgemeine Geschichtsschreibung zur deutschen Nachkriegszeit hat die dort lebenden Juden weitgehend vernachlässigt. Historische Abhandlungen über jüdische Überlebende in Deutschland behandeln sie dagegen als ein nahezu vollständig in sich geschlossenes Kollektiv. Studien zur amerikanischen Politik gegenüber DPs konzentrieren sich tendenziell auf negative Aspekte, wie z.B. Antisemitismus oder Duldung deutscher Feindseligkeiten gegenüber DPs, die in den letzten Besatzungsjahren offenkundig zunahmen (22). Liest man aber zeitgenössische Schilderungen, Berichte und Memoiren sowie mündliche Erinnerungen ‚gegen den Strich‘, so können sie laut Grossmann auch ein völlig anderes Bild von engen Kontakten und regelmässigen Interaktionen nicht nur zwischen Juden und Deutschen, sondern auch zwischen überlebenden Juden und ihren amerikanischen Bewachern und Beschützern vermitteln (23). Es handelt sich hier – laut der Autorin – um „verwickelte Geschichte und heikle Begegnungen“ (Einleitung; vgl. Kap. 4, S. 362-66).

Das 1. Kapitel (34-83) – über deutsche Opfererfahrung und -wahrnehmung – befasst sich insbesondere mit Berlin. Die Hauptstadt, eine Stadt der ‚Grenzgänger‘, aufgeteilt in vier Sektoren, wo die Besatzungsmächte parallel konkurrierende Entnazifizierungs-, Demokratisierungs- und Wiederaufbauprojekte verfolgten, war eine ‚Bühne‘, auf der verschiedene Akteure in einer Kakophonie von Stimmen über grundlegende Fragen stritten, wie z.B. die Definition deutscher Identität, Nation und Staatsbürgerschaft, die Einschätzung von Schuld, Viktimisierung, Vergeltung und Überleben. In diesem Kapitel stellt Grossmann das ‚arme Deutschland‘ und die Selbstwahrnehmung der Deutschen als Opfer aus der Sicht hauptsächlich der Sieger, insbesondere der amerikanischen Besatzungskräfte, aber auch der jüdischen Opfer dar. Das 2. Kapitel (84-147) über die genderspezifische Niederlage, die Erfahrung

²⁸ Vgl. Frank Stern: ‚The Historic Triangle. Occupiers, Germans, and Jews in Postwar Germany‘, in: *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte* 19 (1990), S. 47-76.

sexueller Gewalt und Fraternisierung befasst sich mit den vielfältigen körperlichen Auswirkungen, die der verlorene Krieg und die Besetzung ganz unmittelbar für Frauen hatten.²⁹

Das 3. Kapitel (148-213), das Grossman als ‚Kernstück‘ (32) ihres Buches bezeichnet, schlägt die Brücke von den deutschen ‚Opfern‘ zu den jüdischen ‚Überlebenden‘, indem es sich auf Juden in Berlin konzentriert. Die besiegte Hauptstadt bot mit ihrem markanten Anteil deutscher und osteuropäischer jüdischer Überlebender einen – laut Grossman – exemplarischen Schauplatz, die innerjüdischen Debatten über Identität, Vergeltung, Versöhnung und eine mögliche Zukunft für Juden in Deutschland nach dem Dritten Reich sowie die Konfrontationen mit Deutschen, die sich als Hauptopfer sahen, nachzuzeichnen.³⁰

Im 4. Kapitel (217-93) verlagert sich die Aufmerksamkeit von den Deutschen und Berlin als Zentrum der Niederlage zur Entwicklung der *She'erit Hapletah* (hebräisch für ‚übriggebliebener Rest‘, bestehend hauptsächlich aus osteuropäischen Juden) in den DP-Gemeinden und -lagern der amerikanischen Zone in Bayern. Dabei arbeitet Grossmann sowohl die Heterogenität der jüdischen DPs heraus als auch die Wahrnehmung der jüdischen Überlebenden durch Hilfsorganisationen (besonders das amerikanische JOINT sowie UNRRA), die amerikanische Militärregierung und die zionistische Bewegung und deren Einfluss auf die Ausprägung dieser neuen kollektiven Identität (siehe bes. 273-79).

Im 5. Kapitel (294-378) befasst sich Grossmann unmittelbar mit der „verwickelten Geschichte“ (‚entangled histories‘) von Deutschen und Juden in dieser heiklen Zeit der „frischen Wunden“,³¹ indem sie auf die im 2. Kapitel begonnene Analyse von Gender, Sexualität und Reproduktion zurückkommt. Dabei erörtert die Autorin Fragen der Koexistenz, Rache und alltägliche Interaktionen im Lichte des DP-Babybooms, den Grossmann als eine „spezifische, unmittelbare Reaktion auf die katastrophalen Verluste des Holocaust“ einstuft (307). Es steht – so die Autorin – „außer Zweifel, dass die Flut der

²⁹ Zu den brutalen Vergewaltigungen durch Rotarmisten in Berlin (86-87) vgl. neuerdings auch die monumentale Studie von Giles MacDonogh: *After the Reich. The Brutal History of the Allied Occupation* (New York: Basic Books 2007), die von Grossmann aber nicht erwähnt wird, vielleicht weil MacDonogh vornehmlich die brutale Behandlung der Deutschen untersucht, während Grossmann sich – aus der Sicht sowohl der Juden (376) als auch der Besatzungsmächte (383) – mit der Fixierung der Deutschen auf ihre eigene Opferrolle kritisch auseinandersetzt.

³⁰ Erhaltene Briefe von Heinrich Busse, Grossmanns Großvater mütterlicherseits, zeigen die komplizierte und bittere Erfahrung eines Juden in Deutschland (Berlin), der (in einem Brief aus dem Jahr 1946) sich „immer mehr als Deutscher denn als Jude betrachtet“, der „die blödsinnige und gesuchte Unterscheidung zwischen den seit vielen 100 Jahren im Land Lebenden abgelehnt“ habe (390). Nachdem die Nazis seine Frau 1943 nach Auschwitz deportiert hatten, war Busse, wie mehrere tausend andere Berliner Juden, untergetaucht (154), überlebte den Krieg (154), gestand aber erst nachdem er 1947 sicher in London angekommen war: „Durch die sehr scharfe und allgemeine Beurteilung Deutschlands [...] bin ich selbst etwas kritischer und vielleicht klar blickender geworden“ (390).

³¹ Vgl. dazu Donald L. Niewyk (Hg.): *Fresh Wounds: Early Narratives of Holocaust Survival* (Chapel Hill, NC: University of North Carolina Press 1998).

Eheschließungen, Schwangerschaften und Geburten für die DPs – wie auch für alle, die sie verwalteten und beobachteten – kollektiv eine bewusste Affirmation jüdischen Lebens und einen definitiven greifbaren Beleg ihres Überlebens darstellte“ (304). Jüdische Frauen brachten ihre Kinder in deutschen Krankenhäusern zur Welt, wo deutsche Geburtshelfer, Hebammen und Krankenschwestern sie betreuten. Jüdische Eheschließungen und Geburten wurden in den deutschen Standesämtern registriert; und Juden engagierten deutsche Frauen als Putzfrauen und Kindermädchen (335). Das rasche Auftauchen von Babys und Kinderwagen in den staubigen Straßen der DP-Lager der amerikanischen Zone diente für die Besatzungskräfte, die Deutschen und die DPs selbst als bewusste und höchst ideologische Erinnerung („reminder“): „*mir zaynen do*“ (wir sind da) (305).³² Juden nahmen also auch solche Kontakte, die mit Sexualität, Schwangerschaften und Geburten zu tun hatten, als Mittel wahr, ihrem Leben nach der Katastrophe des Holocausts neuen Sinn zu verleihen, und – wie Grossmann betont – sogar als eine Art Rache und ‚Wiedergeburt‘ (16; vgl. 372). Ansonsten versuchten Juden, ihrem institutionalisierten, abhängigen Dasein zu entkommen, indem sie innerhalb der DP-Lager ein eigenständiges kulturelles und politisches Leben entfalteten. Sie wagten sich aber auch weiter hinaus, tauschten auf dem Schwarzmarkt frische Lebensmittel und kleine Luxusgüter ein,³³ besuchten deutsche Schulen und zogen aus den Lagern in die Umgebung oder wechselten zwischen beiden hin und her. Diese Suche nach ganz gewöhnlichen Alltagsfreuden – sei es Nahrung, Bildung, Unterhaltung oder auch Sex – brachte Juden in Konflikt wie auch in Kontakt mit ihren deutschen Nachbarn (359).

Im abschließenden 6. Kapitel (379-430) geht Grossmann über das offizielle Ende der Besatzung und der DP-Zeit 1948-49 hinaus, als die Gründung des Staates Israel und der beiden deutschen Nachkriegsstaaten sowie die Lockerung der amerikanischen Einwanderungspolitik die dreiseitigen Beziehungen zwischen Deutschen, Amerikanern und Juden grundlegend veränderten (380). Ende 1948 befanden sich noch etwa 30.000 Juden in Deutschland; 1953 waren es nur noch halb so viele. Gut 2.500 bis 3.000 von ihnen waren aber zwischen 1949 und 1953 aus Israel zurückgekehrt. Dieser sogenannte ‚harte Kern‘ („hard core“), der deutsche wie auch jüdische Stellen („authorities“) so beunruhigte, weigerte sich hartnäckig, sich außerhalb Deutschlands anzusiedeln oder sich im Inland zu integrieren. Im Juni 1950 waren nur noch vier Lager mit 9.000 Bewohnern mit Kranken, Widerspenstigen und – für alle mit

³² Diese häufig verwendete Phrase stammte aus einem Partisanenlied, das Hirsh Glik nach dem Aufstand im Warschauer Ghetto komponiert hatte (226, Anm. 36).

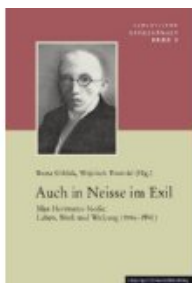
³³ Vgl. den Zeitzeugenbericht aus dem Jahr 2003 von Elisabeth (Ita) Muskal, die sich laut Grossmann mit einem gewissen Stolz erinnerte, dass sie als junge Frau von 18 Jahren, die aus Rumänien geflüchtet war, im DP-Lager Feldafing „Geschäftsfrau“ und eine „große Nummer“ auf dem Schwarzmarkt wurde (359-61).

DP-Fragen Betrauten am unangenehmsten – Israel-Rückkehrern in Betrieb. Das DP-Lager Landsberg schloss Mitte Oktober 1950, Feldafing Ende Mai 1951. Viele der restlichen 1.585 Bewohner des Lagers Feldafing zogen ins Lager Föhrenwald, dem letzten Zufluchtsort für den ‚harten Kern‘. Diese Juden galten nun nicht mehr als DPs, sondern als ‚heimatlose Ausländer‘, für die offiziell nicht mehr die internationale Staatengemeinschaft, sondern die Bundesrepublik zuständig war (416). Als letztes DP-Lager schloss Föhrenwald im Frühjahr 1957, ein Jahr nachdem die letzten deutschen Kriegsgefangenen aus der Sowjetunion zurückgekehrt waren und zwei Jahre nachdem die Bundesrepublik Deutschland ihre – bis dahin durch alliierte Vorbehaltsrechte eingeschränkte – Souveränität wiedererlangt hatte. Die Ära der jüdischen DPs, welche einen wesentlichen, wenn auch in den meisten historischen Darstellungen seltsam unsichtbaren Teil der deutschen Geschichte ausgemacht hatte, war vorüber. Gegen Ende der 50er Jahre lebten in der Bundesrepublik etwa 25.000 Juden, die zwar am deutschen Leben teilnahmen, aber jede echte Verbindung mit dem Land verweigerten (428-29).

Frederick Betz, Carbondale, IL

BEATA GIBLAK / WOJCIECH KUNICKI (HG.): *AUCH IN NEISSE IM EXIL. MAX HERRMANN-NEIßE. LEBEN, WERK UND WIRKUNG (1886-1941)*, INKL. ZAHLREICHER ABB.

Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2012 (= Schlesische Grenzgänger Bd. 5), 541 S.



Eine wahrhafte Flut von Sammelbänden - das Resultat verschiedener Konferenzen - über den schlesischen Dichter Max Herrmann-Neiße hat sich jüngst über den deutsch-polnischen Literaturmarkt ergossen (vgl. dazu auch eine weitere Rezension im vorliegenden Nachrichtenbrief). Allerdings ist davon bei weitem nicht alles Gold was glänzt, wozu leider - zumindest teilweise - auch der vorliegende Band gerechnet werden muß, der in sechs Abschnitten gegliedert ('Von Neisse nach Kassel. Biographische Dimensionen', 'Dichter unter Dichtern', 'Zwischen Exil und Romantik', 'Identität', 'Didaktisches' sowie 'Dokumente') auf den Beiträgen eines gemeinsamen Symposiums der Universität Wroclaw (Breslau) und der Fachhochschule Nysa (Neissen) basiert, wie man dem Vorwort der beiden Herausgeber (9-11) entnehmen kann.

Der erste Abschnitt (s.o.) enthält vier Beiträge, von denen drei - Gabriela Dziedzic: 'Max Herrmann-Neiße innerhalb innerhalb der Neisser Kultur', Jan Pacholski: 'Festung Neisse im epischen Werk von Max Herrmann-Neiße' und Elisabeth Gessner et al.: 'Max Herrmann-Neiße und Kassel. Auf den Spuren einer vergessenen Bohème' - nur tangentiell etwas mit dem schlesischen Autor zu tun haben, während der

vierte - Rafal Biskup: 'Max Herrmann-Neiße und die Mundart einer Provinz' - zumindest ansatzweise Ergebnisse zeigt und im Fazit zur Feststellung gelangt, dass der Gebrauch der schlesischen Mundart im Werke des Dichters nur eine geringe Rolle spielte, die auf zweierlei Weise zum Ausdruck kam, nämlich erstens als konstruktives Element der Darstellung seiner Erinnerungen und zweitens durch die Skizzierung der Begrenztheit und intellektuelle Enge der Provinz Schlesien mithilfe des Dialektes (64).

Ähnlich unergiebig wie die drei oben erwähnten Beiträge, ist der erste - von insgesamt sechs - der zweiten Abteilung (s.o.), nämlich Natalia Żarkas ' "Gott gebe, dass wir an den Rhein kommen!" Der von und zu Neisse gefangengenommene Eichendorff'; denn obwohl sich im Werke Herrmann-Neißes Anklänge an die Dichtung Joseph von Eichendorffs (1788-1857) nachweisen lassen, ist die eigentliche Beziehung zwischen den beiden Autoren wohl eher, dass der eine in Neisse (Nysa) geboren wurde, wohingegen da andere dort starb und begraben liegt. Gemeinsam war ihnen allerdings zudem, dass sie die Provinzstadt als literarische Wüste empfanden und dort während ihres vorübergehenden Aufenthaltes ein Einsiedlerdasein führten (105-06). Von ganz anderem Kaliber ist hingegen der sich daran anschließende Beitrag (Michael Rohrwasser: 'Max Herrmann-Neiße und Franz Jung'). Zwischen Jung (1888-1963) und Herrmann-Neiße gab es in der Tat zahlreiche Verbindungslinien: sie teilten das Heimweh und den Hass auf ihre Heimatstadt, sie publizierten beide in Franz Pfemferts Zeitschrift *Die Aktion*, und Jung war Herrmann-Neißes Trauzeuge, als dieser 1917 Leni Gebek³⁴ heiratete. Trotzdem - wie Rohrwasser betont - "fällt [es] nicht schwer zu erkennen, dass die beiden wohl mehr trennt als verbindet" (109), und sie "erscheinen in ihren literarischen Suchbewegungen [...] eher als Antipoden [...]." (110) Herrmann-Neiße nahm diese Gegensätzlichkeiten - die sich übrigens nicht auf ästhetische Fragen beschränkten - sehr wohl wahr, und Rohrwasser hat die Differenz auf folgenden Punkt gebracht: Der eine wird letztendlich zu einem politischen Funktionär (Mitglied der KAPD), der andere hingegen ein unpolitischer Dichter (obwohl zugegebenermaßen beide Kriterien den Nagel nicht genau auf den Kopf treffen). Außerdem enttäuschte Jung Herrmann-Neiße - der überzeugter Pazifist war - sowohl 1914 durch seine Kriegsbegeisterung, als auch nach 1933, als sich er sich zum 'fellow traveller' entpuppte. In Jungs Werken finden sich nur wenige Spuren von Herrmann-Neiße. Anders im umgekehrten Falle; denn Jung hat im Werke Herrmann-Neißes eine Fülle von Spuren hinterlassen, auf die hier allerdings nicht in Einzelheiten eingegangen werden kann. Generell hat sich Herrmann-Neiße - laut Rohrwasser - ein kontrastives Gegenbild konstruiert und sich in seinen literaturkritischen Kommentaren einen neuen Jung

³⁴ Völlig unverständlich ist mir die falsche - und im gesamten Band zudem uneinheitliche - Schreibweise des Mädchennamens von Herrmann-Neißes Ehefrau Leni, da doch im vorliegenden Band das Original ihrer Geburtsurkunde abgedruckt wurde (4131), der entnommen werden kann, dass die richtige Schreibweise Gebek war!

geschaffen, "der kaum etwas mit dem Autor und dem Menschen Jung zu tun hat [...]." (125) Mit dem Weg ins Exil haben sich die Wege der beiden Schlesier dann endgültig getrennt, und Herrmann-Neiße hat - in einem Brief an George Grosz vom 18. Oktober 1936 - einen Schlußstrich unter diese Beziehung gezogen, worin es u.a. heißt: "Schlimm genug, daß ich auf so etwas eine zeitlang auch hereinfließ und allerlei in so einen Typ hineingeheimniste!" (129) Interessant ist auch der nächste Beitrag dieses Abschnittes (Jadwiga Sucharzewska: 'Max Herrmann-Neiße und Alfred Kerr. Facetten einer Jünger-Meister-Beziehung'), denn ersterer hat sich Herrmanns in seinen Kabarettkritiken sehr früh Kerrs (1867-1948) literarisches Werkzeug zueigen gemacht, das nämlich Hass und Liebe über bloße Neigung und Abneigung stets Vorrang haben sollten, da Kritik Dichtung und keine Wissenschaft sei, wozu Kerr bekanntlich die Formel von Schleuder und Harfe prägte. Herrmann-Neiße hat das seinerseits auf folgenden Punkt gebracht: Kabarett sei

scharfe, mit Abwechslung gewürzte Momentkunst, ehfurchtslos und sentimental, voll Farbigkeit und Überraschung, Geist-Salto mortale, Hirn-Zirkus. Kein veredeltes Varieté, kein rapides Theater, sondern eben eine Sache für sich, eine Welt für sich! (139)

Auch der vierte Beitrag (Robert Rduch: 'Max Herrmann-Neiße und Arnold Ulitz. Eine ästhetische Verwandtschaft zweier schlesischer Dichter') ist nur begrenzt relevant; denn die Bekanntschaft beschränkte sich auf die gemeinsame Studienzeit (1906-09) an der Universität Breslau. Spuren persönlicher Kontakte zwischen Ulitz (1888-1971) und Herrmann-Neiße lassen sich in dessen Tagebücher nachweisen (143), und er kannte wohl auch einige von Ulitz' Romanen (obwohl zweifelhaft sein dürfte, ob er im englischen Exil Zugang zu dessen Defoe-Roman *Der Gaukler von London* [1938] hatte), der - zumindest bis zu dem Zeitpunkt - Zeugnis von seiner literarischen Unbestechlichkeit ablegt. Ab 1939 schrieb er dann allerdings - laut Rduch - "Prosa, die der schlesischen Heimat gewidmet war und vom Geist der nationalsozialistischen Ostpolitik geprägt war" (144), und Herrmann-Neiße hat daher auch ihn zu den Menschen aus seinem ehemaligen Bekanntenkreis gezählt, die nach 1933 ihren früheren Idealen untreu geworden waren. Beide Autoren sind zweifelsohne der literarischen Moderne zuzurechnen, und die Thematik der geistigen Heimatlosigkeit ist in ihren Werken stark ausgeprägt. Gleiches gilt für das Flucht-Motiv, wie es in Herrmann-Neißes Roman *Cajetan Schaltermann* (1920) nachweisbar ist, aber auch in Ulitz' zweitem Erzählband *Die Narrenkarosse* (1916), in den Romanen *Ararat* (1920), *Die Bärin* (1922), *Das Testament* (1924) und *Christine Munk* (1926) sowie der Erzählung *Der verwegene Beamte* (1925). Rduch weist zudem auf eine weitere ästhetische Gemeinsamkeit beider Autoren hin, nämlich die Instrumentierung der schlesischen Heimat zur Überwindung der Unbehaustheit, die ja insbesondere bei Herrmann-Neiße sehr ausgeprägt war. Ziemlich abwegig ist der vorletzte Beitrag dieses Abschnittes

(Marta Kopij-Weiß: 'Nietzsches Inspirationen im Werk von Max Herrmann-Neiße'), wobei allein schon der Titel abstrus ist; denn er ist sowohl grammatisch als auch logisch fehlerhaft (richtig müßte das wohl heißen: Nietzsche-Inspirationen oder so ähnlich). Schlussfolgerung der Überlegungen der Autorin ist: "Es scheint [...], dass der Umgang mit der Philosophie Nietzsches für Herrmann einen persönlichen Charakter hatte. Die beiden Schriftsteller waren dermaßen leidende Persönlichkeiten, dass sie aus dem Leid einen Bestandteil ihrer Weltanschauung gemacht haben." (164) Zum abschließenden Beitrag dieser Abteilung des Sammelbandes (Peter Finkelstein: 'Max Herrmann-Neiße und der Exil-PEN') fällt mir nur eins ein: Thema verfehlt; denn außer der Tatsache, dass Herrmann-Neiße im Dezember 1933 Gründungsmitglied des Exil-PENs war (174-75) ist dieser Abhandlung lediglich ein 'Who is Who' des Exil-PENs (man könnte auch von 'name-dropping' sprechen!), wie es der Verfasser - offensichtlich unbewusst! - an einer Stelle von seiner "bisherigen Aufzählung von Mitgliedern [des Exil-PENs]" selber zugibt.

Der dritte Teil des vorliegenden Bandes (s.o.), der drei Beiträge enthält, wird eingeleitet von von einer Abhandlung Jochen Strobels ('Das "Krüppel"-Ich und sein "Kainszeichen". Behinderung in Max Herrmann-Neißes Theaterstück *Joseph der Sieger*), dessen zwei Thesen bzgl. dieses Theaterstücks, das 1919 veröffentlicht wurde, lauten: "Erstens: Die Thematik einer frei ausgelebten Sexualität und das "Kainsmal", der "auszeichnende Signifikant der Körperbehinderung, sind konstituiert für ein Theater als Spiel jenseits ästhetischer und moralischer Normierung [...]. Zweitens: Zwischen dem Fremden, Exotischen der Freakshow und dem seit 1918 massenhaft 'Normalen' des Kriegsversehrten bewegt sich die Präsentation des behinderten Körpers in Herrmann-Neißes Text entlang einer Diskursgrenze des Blicks auf den Behinderten, d.h. der Text hat Anteil an einer Veränderung dieses Blicks um 1914." (184-85) Weiterhin betont Strobel, dass man Herrmanns Rolle - er trat in diesem Stück selber auf (s. dazu 195) - als Beichte lesen könnte, bzw. dass sie dazu diene, das Tabuisierte zur Sprache zu bringen (186-87). M.a.W., der Autor wollte eine Schockwirkung erzielen, indem er den missgebildeten Körper zum "poetologischen Mittelpunkt" (188) seines Schauspieles machte (Strobel geht in diesem Zusammenhang auch auf die 'Ästhetik des Hässlichen' ein). Der Verfasser schlussfolgert aus all dem, dass Herrmann-Neiße seine Behinderung eben nicht mit seiner Kunst kompensierte, sondern diese in seinen Texten wie auch in seinen Porträts offen zur Schau trug. Der sich hieran anschließende Beitrag (Janusz Golec: 'Er und die Stadt. Max Herrmann-Neißes Stadtbild und -ästhetik in der expressionistischen Lyrik') gelangt zu der Erkenntnis, dass der Dichter zwar am Kollektivstil der Expressionisten teilnahm, sich jedoch von diesem in vieler Hinsicht absonderte (197-98). Golec weist in diesem Zusammenhang auf die Lyrik des aus Westpreussen stammenden Paul Boldt (1885-1921) hin, der seine Heimatlandschaft mit in die Großstadt brachte und sie mit der städtischen Landschaft Berlins

'kontaminierte'. "Diese Kontamination", so Golec, "ist auch bei Herrmann selbstverständlich [...]." (202) Der Verfasser kommt abschließend zu dem Resultat, dass in der Lyrik Herrmann-Neißes "die Vielfältigkeit der Großstadt, die polyphon und simultan dargestellt wird" (206), ein deutlicher Störfaktor ist. Der dritte Beitrag dieses Abschnitts (Erich Unglaub: 'Max Herrmann-Neiße und das Sonett') ist über weite Teile eine historisch-poetologische Abhandlung über das Sonett (wobei man dem Verfasser zugute halten muss, dass seine Analyse ohne diese kaum möglich gewesen wäre). Herrmann-Neiße hat Hunderte von Sonetten verfasst, wobei allerdings Repertoire und zeitliche Verteilung eine deutliche Akzentuierung erkennen lassen; denn mit knapp 20% Sonette Mitte der 1920er Jahre ist dieser Anteil am lyrischen Gesamtwerk durchaus überdurchschnittlich (207). Außerdem beweist diese Statistik, dass Herrmanns Sonettproduktion nicht gleichmäßig über das Gesamtwerk verteilt war; denn während des Jahrzehnts von 1910 bis 1920 entstanden die meisten Sonette und wurden publiziert (208), wobei von Interesse ist, dass die auf Theodore Ziolkowski zurückgehende These, dass die klassische Sonettform eine Art von Protest der Widerstandsliteratur gegen die Hitler-Diktatur darstellte, auf Herrmann-Neiße nur sehr eingeschränkt zutrifft, da dieser zu diesem Zeitpunkt bereits von dieser Dichtungsgattung abgerückt war (212). Von Herrmann-Neiße selber liegen keinerlei theoretische Aussagen über die Gattung Sonett vor (211), und der Verfasser hat sich aufgrund dieser Situation - um des Dichters Sonette literarisch zu verorten, wie er dem Leser mitteilt - entschlossen eine seitenlange Geschichte des Sonetts einfließen zu lassen, auf die hier aus Platzgründen natürlich nicht eingegangen werden kann (214ff.). Bekanntlich handelt es sich bei einem Sonett um einen Vierzeiler, bestehend aus Oktett und Sextett, später auch aus zwei Quartetten und zwei Terzetten, durchgehend Elfsilbler mit weiblichem Endreim. Herrmann-Neiße - zusammen mit anderen expressionistischen Lyrikern - stand in dieser Entwicklung allerdings an der Schwelle zu neuen, alternativen Formen, und er entwickelt - wie Unglaub betont - große Virtuosität (223), wobei der Verfasser der Ansicht Ausdruck verleiht, dass höchst wahrscheinlich Baudelaire, Verlaine und Rilke seine großen Vorbilder waren (234).

Der vierte Abschnitt von *Auch in Neisse im Exil* (s.o.) enthält insgesamt sieben Beiträge, wobei sich der erste - von Sibylle Schönborn, der Herausgeberin eines weiteren Sammelbandes über den schlesischen Schriftsteller und ebenfalls in dieser Ausgabe des *Newsletters* rezensiert - mit 'Max Herrmann-Neiße und das Judentum' befasst. Die Autorin präsentiert dabei gleich eingangs zwei Diskussionsebenen, nämlich die realhistorische, die Herrmanns Beziehung zum Judentum umfasst, sowie eine philosophisch-kulturpolitische, die des Schriftstellers "Projekt einer geschichtsphilosophisch orientierten Kulturtheorie vor dem Hintergrund eines schlesischen, d.h. deutsch-polnisch-jüdischen Messianismus als Gegenmodell zu den vermeintlich autochthonen Nationalkulturen zu Zeiten des Ersten Weltkrieges und während des deutschen Faschismus" (239) zum Gegenstand hat. Schönborn analysiert in diesem Zusammenhang u.a.

Herrmanns Roman *Cajetan Schaltermann*, wobei das Scheitern der Freundschaft zwischen Cajetan und Jacques Nathanelsohn "in aller Deutlichkeit das grundsätzliche Missverständnis im alltäglichen Umgang zwischen Juden und Nicht-Juden" (244) thematisiert. Bzgl. Punkt zwei geht die Autorin insbesondere auf Herrmanns Rezension von Martin Bubers Schrift 'Vom Geiste des Judentums' (1917) ein und betont dabei den Titel der Besprechung ('Mehr lieben'), den der Autor angeblich zum künstlerischen und politischen Programm seines Werkes erhob (254). Insgesamt schlussfolgert Schönborn daraus: "Herrmanns Poetologie einer religionsübergreifenden säkulären Liebesreligion der frühen Lyrik und der hybriden Sprache eines transnationalen und -kulturellen Schlesiens in der frühen Prosa folgt seine kritische Kulturtheorie der kleinen Essays und literaturkritischen Schriften, die ein Gegenmodell zu den gängigen Nationalismustheorien [...] formulieren." (255) Jan Rohls befasst sich anschließend mit dem Thema 'Die Religion im Werk Max Herrmann-Neiße', wobei er zu dem Ergebnis gelangt, dass Mitte der 1920er Jahre in dessen Gedichten "zwar der expressionistische Hitzegrad der Religiosität [sinkt], aber der Autor sich nach wie vor über seine Beziehung zu Gott [definiert], wenngleich die Klagen der Gottverlassenheit [...] überwiegen." (266) Ferner hebt Rohls hervor, dass für Herrmann-Neiße - wie in der gesamten Emigration - charakteristisch war, dass er im Exil verstärkt auf biblisches Material zurückgriff (267). Hans-Harald Müller (in 'Lyrische Selbstbilder. Max Herrmann-Neiße Selbststilisierung im Gedicht') stellt in seinem Beitrag die Frage, ob "mit der Beschwörung des Zusammenhangs von Erlebnis und Dichtung nur die Authentizität des Gedichteten betont werden soll" (272), die er dann anschließend folgendermaßen beantwortet: "Lyrische Selbstbilder [...] sind keine Selbstporträts, die äußerlich und / oder wesensmäßig Ähnlichkeit zum Porträtierten beanspruchen"; denn "[s]ie sind ungleich stärker als Selbstporträts konstruiert und arrangiert, Wunsch-, Angst- oder Zerrbilder eines Selbst ohne autobiographischen Gehalt - Bilder, die sich vom empirischen Ich völlig loslösen können" (272), was u.a. bedeutet, dass Herrmann-Neiße - anders als Brecht - nicht zur Selbstinszenierung neigte. Sich daran direkt anschließend, verdient des Lesers besondere Aufmerksamkeit der faszierende Beitrag von Gregor Streim ('Porträt, Karikatur, Auftritt. Zur bildlichen Inszenierung des Autors Max Herrmann-Neiße'), der gleich eingangs betont, dass es "nur wenige Autoren geben [dürfe], die eher durch ihr Bild als durch ihre Texte bekannt wurden und bekannt sind." (280) Der Verfasser untermauert diese These u.a. mittels einer Analyse von 7 Fotos bzw. Gemälden, wobei hier aufgrund von Platzmangel lediglich das berühmte Bild von Ludwig Meister aus dem Jahre 1913 (287) sowie George Grosz' Karikaturen des Dichters erwähnt seien. Wichtig scheint mir dabei das Ergebnis von Streims Untersuchung: "Überblickt man die zahlreichen Fotos, Gemälde und Zeichnungen von Max Herrmann", so schreibt der Verfasser, "dann kommt man zu dem Schluss, dass es dem Autor [...] nicht darum ging, sich auf diese Weise als avantgardistischer Dichter in Szene zu setzen und zu vermarkten. [...] Vielmehr fungiert Herrmann hier

als Figur in einer satirisch-zeitkritischen Bildkomposition, er spielt eine Rolle." (297) Höchst interessant ist auch der Beitrag von Monika Mańczyk-Krygiel ('Weibliche Behinderung, Sexualität und Macht. Überlegungen zu Max Herrmann-Neiße, Hanns Heinz Ewert und Veza Canetti'). Die Autorin geht das Thema mittels eines Vergleichs dreier Roman an: Ewers' *Fundvogel* (1929), Canettis *Die Gelbe Straße* (1933/34; 1990) und Herrmann-Neißes *Die Bernauer Paula* (1933/34; 1986), die sich alle durch eine einheitliche Behinderungsart, nämlich Kleinwüchsigkeit und Buckel, auszeichnen (299). Dabei - auf Einzelheiten kann auch hier leider nicht eingegangen werden - wird bei Ewers die verdrängte Weiblichkeit (300-03), bei Veza Canetti die verhinderte Weiblichkeit (303-08) und bei Herrmann die gelebte Weiblichkeit (308-14) thematisiert, wobei die Verfasserin das Fazit zieht, dass alle drei AutorInnen ihre körperbehinderten Heldinnen Positionierungskämpfe jenseits der Behinderung ausfechten lassen (314) und sich der Makel der Behinderung jedes Mal eindeutig negativ auswirkt (315). "Alle drei Texte", so die Autorin abschließend, "räumen überdies mit den stereotypen Erwartungen der Gesellschaft auf, die Behinderten seien gut, demütig und mit ihrem Schicksal ausgesöhnt"; im Gegenteil: sie rangieren "von der Verdrängung des eigenen Körpers (Ewers), über vergebliche Versuche der Überwindung der eigenen Körperlichkeit (Canetti) bis hin zur Instrumentalisierung des Körpers im Zeichen des unerschütterlichen Selbstwertgefühls (Herrmann-Neiße)." (317. Der nächste Beitrag stammt von der Mit-Herausgeberin des vorliegenden Sammelbandes (Beata Giblak: 'Stufen des Flanierens und der dichterische Werdegang Max Herrmann-Neißes'). Die Autorin analysiert im Rahmen dieser Abhandlung u.a. Herrmanns Rezension von Franz Hessels *Nachfeier* (1929) sowie dessen Roman *Cajetan Schaltermann*. Ich möchte mich jedoch hier auf ihre Erörterungen des doch ziemlich unbekanntes Romans *Der Todeskandidat* (1927) konzentrieren, worin Clemens, die Hauptfigur, zwar ganz Berlin zu Fuß durchwandert, jedoch die Straße dem Flaneur - wie Giblak betont - " längst keine Heimat mehr [ist]"; denn "[w]as er sieht, sind die entmenschlichten Massen, eine Maschinerie, die von der Hektik Berlins getrieben wird und keinen Anspruch auf Glück hegt." (330) Giblaks Fazit ist daher auch, dass "[d]ie Stufen des Flanierens Max Herrmann-Neißes Emanzipierungsweg zum modernen Dichter [widerspiegeln]", indem er sich zweifach identifiziert: "als Schlesier-Provinzler einerseits und Großstädter andererseits". (336) Abgeschlossen wird die vierte Sektion des vorliegenden Bandes durch einen Beitrag des anderen Mit-Herausgebers, Wojciech Kunicki ('Dichter als Vagabund? Zu einigen Zirkus-Gedichten Max Herrmann-Neißes'). Einführend hebt der Verfasser hervor, dass Herrmann auffällig viele Gedichte und Erzählungen verfasst hat, in deren Mittelpunkt die Zirkus-Welt steht, gefolgt von einer Aufzählung der wichtigsten Werke zu diesem Thema (337). Daran anschließend stellt Kunicki die Frage: warum dieses Interesse Herrmann-Neißes an der Zirkus-Welt? In Beantwortung dieser Frage liefert der Verfasser dann zunächst einen kurzen Überblick über die europäische Literatur zu diesem

Thema (338-40), um sich dann spezifisch Herrmanns Werk zuzuwenden, so etwa dem 1912 entstandenen Sonett 'Zirkus' bzw. dem Gedicht 'Mich Gaukelnden verleumdnet selbst mein Werk'. Ferner weist Kunicki darauf hin, dass Herrmann diesem Thema auch im Exil treu blieb, so etwa in dem Mitte / Ende der 1930er Jahren entstandenen Gedichten 'Ein Zirkus bricht auf' sowie dem bitterbösen Poem 'Zirkus des Todes'. Hinsichtlich des letzteren vermerkt der Verfasser sodann, dass darin der Zirkus wortwörtliche Realität gewinnt, hinter dem der Tod lauert: "Der in der Imagination erlebte Tod des Artisten und der in der Imagination reale Tod des Dichters fallen in Eins, erreichen gerade auf dem Höhepunkt der geschichtlichen Auseinandersetzung ihren finalen Punkt. Vor diesem Hintergrund ist die gewesene Kluft zwischen dem Äußeren der Körperlichkeit und dem Inneren des (poetischen) Geistes nicht mehr virulent. Sie wird im Augenblick des kommenden Endes aufgehoben." (347-48)

Nicht eingegangen soll hier auf den fünften Teil³⁵ ('Didaktisches') des vorliegenden Bandes (er erhält zwei Beiträge: Monika Witt: 'Schreiben als ein Versuch, die Fremdheit zu überwinden' und Ortwin Beisbart: 'Wachsende Rezeption zu Max Herrmanns Roman *Die Bernert-Paula*'), da sie lediglich praktische Versuche - mit Laienspielern - wiedergeben, das Werke Herrmann-Neißes in die Praxis umzusetzen.

Damit verbleibt die Diskussion des den Sammelband abschließenden sechsten Abschnitts, der sich mit zwei Dokumente-Zusammenstellungen zu / über Herrmann-Neiße befasst. In erster Instanz analysiert Ernst Josef Krzywon ' "... das erbarmungslose Ungeheuer ...". Max Herrmann-Neißes Anti-Hitler-Gedichte'. Der Verfasser betont dabei gleich eingangs die Tatsache, dass des Dichters Lyrik bis Herbst 1931 quasi 'rein' war von Motiven, die sich mit dem NS-System oder Hitler persönlich beschäftigen und dass sich solche erstmals in den Eingangsversen von 'Berliner Herbstabend 1931' nachweisen lassen (405), wobei sich allerdings alle Gedichte Herrmanns "durch die Aussparung der namentlichen Nennung des Diktators und deren Ersetzung durch zeitgemäß ausgewählte sowie typisierende und individualisierende Attribute und Appositionen [...]" auszeichnen (406): Krzywon spricht in diesem Zusammenhang an anderer Stelle von der 'Sekretisierung' von Hitlers Namen (417). Er weist ferner darauf hin, dass letztendlich die Skala der metaphorischen Beiwörter in Herrmanns Lyrik "einen Tiefpunkt in untermenschlicher, ja tierhafter Größe und Wildheit [erreichte], die mit der im Titel dieses Beitrags zitierten Metapher des erbarmungslosen Ungeheuers aus dem Gedicht *Zu spät* sinnverwandt ist." (420-21) M.a.W.: "[i]n Herrmann-Neißes Anti-Hitler-Gedichten spiegelt sich [...] die zeitgenössische 'barbarische Gesellschaft' der Hitlerzeit [...]" (423) Der letzte Beitrag stammt von Peter Sprengel ('Max

³⁵ Im laufenden Text wurde dieser Abschnitt fehlerhaft numeriert (VI statt V), u. dasselbe gilt auch für den darauf folgenden Abschnitt ('Dokumente'), der mit VII statt VI numeriert wurde (vgl. dazu das Inhaltsverzeichnis auf S. 5-7).

Herrmann-Neiße - Carl Hauptmann: Briefwechsel 1918-1920'), einem ausgewiesenen Kenner Gerhart Hauptmanns, dessen Ausgabe des Briefwechsels zwischen Otto Brahm und Gerhart Hauptmann während des Zeiraumes 1888 - 1912 (1985) der Verfasser dieser Rezension bereits vor drei Jahrzehnten besprochen hat. Die hier zur Diskussion stehende Korrespondenz ist über drei Bibliotheken (in Berlin, Kattowitz und Marbach) verteilt und wird hier zum ersten Mal veröffentlicht. Allerdings - wie der Herausgeber gleich anfangs zu verstehen gibt -, ist "[e]in angemessenes Verständnis des Briefwechsels [...] nur von Max Herrmann-Neiße aus möglich"; denn "natürlich war die Beziehung in sich asymmetrisch und ihr Stellenwert für die beiden Korrespondenzpartner unterschiedlich." (441) Schließlich stand der um 28 Jahre jüngere Herrmann 1918 erst Anfang seiner literarischen Karriere, Carl Hauptmann (1858-1921) hingegen so ziemlich am Ende der seinigen. Die hier abgedruckte Korrespondenz besteht aus 64 Briefen, 29 von Herrmann-Neiße, 35 von Hauptmann (448-533), d.h. ein ziemlich ausgewogenes Verhältnis, das sich auch in der Länge der jeweiligen Briefstücke widerspiegelt, die sich einigermaßen die Waage halten. Dabei verfolgte der Jüngere - insbesondere nach seinem ersten Besuch des Älteren in Schreiberhau (Riesengebirge / Niederschlesien) im Jahre 1918 sehr korrekte Ziele, wovon auch - wie Sprengel betont - "[d]ie 'Klagelieder, die Herrmann-Neiße in der großen Stadt Berlin über seine 'Gefangenschaft' in den 'Frohn' des Gelderwerbs anstimmt, [...] Teil einer nachvollziehbaren Strategie [waren]." (442) Damit wird jedoch auch - wie der Verfasser ebenfalls hervorhebt - "ein Grundthema des Dichters Herrmann-Neiße angesprochen"; denn "[d]ieser fühlte sich lange vor 1933 immer schon im Exil [...]." (443) Erstaunlich ist an dieser Feststellung Sprengels insbesondere, dass damit eigentlich - und quasi auf den allerletzten Seiten dieses Bandes - zum ersten Mal das Schlüsselthema des Sammelbandes gezielt angesprochen wird: das Exilerlebnis des Dichters lange vor dem wirklichen Exil, d.h. sowohl in Neisse als auch in Berlin.

Äußerlich macht dieser Sammelband einen recht guten Eindruck, Einband und Schriftbild sind vorzüglich. Leider, leider hat es aber auch der Leipziger Universitätsverlag versäumt, die darin enthaltenen Beiträge ordentlich zu lektorieren (wenn überhaupt); denn es wimmelt von Druckfehlern aller Art; die neue Rechtschreibung wurde nicht konsequent angewendet (dagegen teilweise in Zitaten aus der Zeit vor den orthographischen Änderungen, wo sie nicht hingehören!); Zeilenumbrüche sind oft fehlerhaft; der Namensgebrauch - wie bereits oben angemerkt - ist nicht immer einheitlich (was Sache der beiden HerausgeberInnen gewesen wäre); und letztendlich stimmt nicht einmal die Numerierung der Sektionsabschnitte! All das hätte sich, so meine ich, leicht vermeiden lassen, wenn entweder etwas mehr Geld investiert oder sauberer gearbeitet worden wäre! Aber leider zeichnet Sammelbände von Konferenzen im In- und Ausland seit geraumer Zeit *ein* Problem aus: die meisten Organisatoren sind nämlich offensichtlich mehr an Quantität als Qualität der darin versammelten Beiträge interessiert, was

sich oft bereits während den Tagungen selbst bemerkbar macht, die sich meist über etliche Tage erstrecken, in Parallel-Sektionen eingeteilt sind (so dass Teilnehmer die Qual der Wahl haben, welche fast immer nach 'Murphy's Law' ausgeht) und den Vortragenden nur eine äußerst begrenzte Redezeit (meist 20 Minuten) zugestanden wird. Diese Vorgangsweise schlägt dann selbstverständlich letztendlich auch auf die spätere Publikation durch, da die Herausgeber entweder meist keine Erweiterung der potentiellen Beiträge (die oft eher die Form einer Zusammenfassung haben) genehmigen können, ohne den (finanziellen) Rahmen des geplanten Bandes zu sprengen, oder alternativ etliche Beiträge eliminieren müssen! Genau das oben geschriebene Problem zeichnet bis zu einem gewissen Grade auch den vorliegenden Band aus, in dem auf weit über 500 Seiten knapp zwei Dutzend Vorträge veröffentlicht wurden, die 2011 anlässlich einer Tagung zur Feier des 70. Todesjahres des Schriftstellers Max Herrmann in seiner Heimatstadt Neiße und im benachbarten Breslau, beide im ehemaligen Schlesien, abgehalten wurde und von denen etliche nie das Licht des Tages - zumindest im Rahmen eines solchen Sammelbandes - hätten erblicken sollen!

Jörg Thuncke, Köln

CHRISTIANE KULLER: *BÜROKRATIE UND VERBRECHEN. ANTISEMITISCHE FINANZPOLITIK UND VERWALTUNGSPRAXIS IM NATIONALSOZIALISTISCHEN DEUTSCHLAND*

München: Oldenbourg Verlag, 2013. 480 S.



Beim vorliegenden Buch handelt es sich um eine leicht überarbeitete Version der Habilitationsschrift der Autorin an der Universität München, wobei es sich - das sei hier gleich vorausgeschickt - um eine Arbeit handelt, die - was die Steuerpolitik im NS-Staat angeht - einen einmalig detaillierten Überblick liefert, mit vielen Legenden und Pauschalurteilen aufräumt und eigentlich Pflichtlektüre sein sollte für jeden, der sich ernsthaft mit der Finanzpolitik unter

dem Nationalsozialismus beschäftigt; denn - wie die Autorin in ihrer Einleitung (s.u.) bemängelt - "[l]ange Zeit stand die wirtschaftliche Ausplünderung der Juden nicht im Vordergrund des Interesses der historischen Forschung", und "[a]ngesichts des millionenfachen Mordes an den europäischen Juden blieben Fragen der ökonomischen Verfolgung im Hintergrund." (12-13)

Es wimmelt in dieser Studie nur so von Einzelheiten (im Englischen spricht man in solchem Zusammenhang von einem 'treasure trove'); trotzdem ist das Buch jedoch gut lesbar, es hätte jedoch eines Review-Essays bedurft, um ihnen allen gerecht zu werden! Es ist daher hilfreich, dass die Autorin

bereits in ihrer Einleitung die Strukturierung ihrer Arbeit deutlich macht, so dass in dieser Besprechung im einzelnen lediglich auf *die* Punkte in den fünf Abschnitten des Bandes eingegangen werden soll, die dem Rezensenten besonders wichtig schienen.

In dieser Einleitung (11-29) umreißt Kuller drei Leitperspektiven ihrer Studie: erstens, dass es sich bei der Untersuchung der fiskalischen Judenverfolgung um einen politischen Prozess handelte (18f.); zweitens, dass hier das konkrete Verwaltungshandeln der deutschen Finanzbehörden als Teil der Herrschaftspraxis des Dritten Reiches untersucht wird (20f.); und drittens, dass nicht nur die Vorkriegs- sondern ebenso die Kriegszeit analysiert wird, d.h. auch die Jahre des Zweiten Weltkrieges, während der eine eigenständige Phase beschleunigter Veränderungen und Radikalisierungen zu verzeichnen war (22f.). Daran anschließend bietet die Autorin einen kurzen, zusammenfassenden Überblick über die fünf Abschnitte ihrer Studie, woran sich eine kurze Zusammenfassung und Schlussbetrachtung anschließt (427-43): Kapitel 1 (31-131) offeriert Einzelheiten zur Organisation und zu den Aufgaben der deutschen Finanzverwaltung, wobei im Mittelpunkt die Frage steht, wie Judenverfolgungsmaßnahmen innerhalb institutioneller Struktur verortet wurden; Kapitel 2 (133-84) untersucht sie die Diskriminierung von Juden hinsichtlich der deutschen Steuerpraxis und "zeichnet dabei die Entwicklung von der rassistischen Auslegungspraxis hin zu explizitem Sonderrecht nach" (23); Kapitel 3 (185-242) befasst sich mit Steuern und Abgaben im Kontext der Emigration; Kapitel 4 (243-305) nimmt die Rolle der Finanzverwaltung bei der 'Arisierung' unter die Lupe; und im Mittelpunkt von Kapitel 5 (307-426) stehen die Verfahren des NS-Staates bei der Enteignung der jüdischen Bevölkerung.

Ebenfalls in der Einleitung hebt Kuller hervor, dass einer der Schwerpunkte ihrer Untersuchung auf den Entwicklungen um das Jahr 1938 liegt, die sie mit dem Begriff 'Verstaatlichung' der wirtschaftlichen Verfolgung umreißt (22). Außerdem betont sie gleich eingangs, dass die fiskalische Verfolgung von Juden im Dritten Reich zunehmend den Charakter einer Enteignung gewann (11) und weist auf den fundamentalen Konflikt zwischen Legalität und Legitimität hin, dem viele deutsche Finanzbeamte ausgesetzt waren; m.a.W. wie lassen sich Bürokratie und Verbrechen in Bezug zueinander setzen (12). Ein weiterer Schwerpunkt, auf den hier ausdrücklich hingewiesen werden soll, beruht auf der Tatsache, dass die fiskalische Judenpolitik im NS-Staat nicht nur unterschiedliche Politikfelder betraf, sondern dass sie "zudem auch Ausdruck der Macht- und Kompetenzkämpfe der beteiligten Akteure in der NS-Diktatur [war]". Hier, so betont Kuller,

trafen die Interessen 'alter' Institutionen, die schon während der Weimarer Republik bestanden hatten, wie etwa das Reichsfinanzministerium, das Reichswirtschaftsministerium und das Auswärtige Amt, auf die Ansprüche von 'neuen' NS-Institutionen, die das Regime erst nach 1933 geschaffen hatte, insbesondere Gestapo und Reichssicherheitshauptamt sowie NSDAP-Dienststellen. (19)

und dass es anfangs keinesfalls unumstritten war, dass das Reichsfinanzministerium bei der wirtschaftlichen Ausplünderung der deutschen Juden eine federführende Rolle spielen würde (was u.a. bei Prozessen während der Nachkriegszeit von Bedeutung war, als Gerichte zu klären versuchten, ob ganz normale Finanzbeamte zu Mittätern an den Verbrechen des Dritten Reiches wurden).

Letztendlich sei hier noch auf einen weiteren Punkt hingewiesen, den Kuller in ihrer Einleitung kurz anschnidet, nämlich die Tatsache, dass das Kriegsende im Mai 1945 für die deutschen Finanzbehörden eine einschneidende Zäsur bedeutete, "welche die Verwaltungsabläufe in zwei gegenläufige Phasen der Verfolgung und der Wiedergutmachung teilt[e]." (23)

Im ersten Kapitel ('Die Organisation der Judenverfolgung in den Behörden der staatlichen Finanzverwaltung') behandelt Kuller speziell das Reichsfinanzministerium, das zuzeiten des Dritten Reiches, unter der Leitung von Reichsfinanzminister Schwerin von Kosigk (1887-1977), in sechs großen Abteilungen gegliedert war, neben Reichsarbeitsminister Franz Sedte der einzige Minister, der sein Ressort während der gesamten NS-Zeit beibehielt. Chefideologe im Ministerium war jedoch Staatssekretär Fritz Reinhardt (1895-1969), ein 'alter Kämpfer' und enger Vertrauter Martin Bormanns, des späteren Stellvertreters des Führers. Während der ersten Phase der fiskalischen Judenverfolgung spielte insbesondere die sogenannte 'Reichsfluchtsteuer' eine wesentliche Rolle (die es allerdings bereits zu Zeiten der Weimarer Republik gab: sie wurde Ende 1931 im Zuge der 4. Notverordnung eingeführt und somit von den Nazis nicht erfunden, sondern lediglich für ihre Zwecke instrumentalisiert). Wesentliche Etappen bei der fiskalischen Judenverfolgung war dabei die organisatorische Umgestaltung innerhalb des Reichsfinanzministeriums ab 1937/38, Reformen, mit denen eine Vereinfachung und Vereinheitlichung bürokratischer Prozesse angestrebt wurde (85f.), in deren Zuge man insbesondere ein eigenes Referat für die Verwaltung geraubten jüdischen Vermögens etablierte (das sogenannte 'Referat Maedel' im Jahre 1940) und dem das gesamte Reichsvermögen sowie die Haupttreuhandstelle-Ost unterstellt wurde (67f.). Von Bedeutung ist in diesem Kapitel auch Kullers Erörterung des Beutekampfes um jüdisches Vermögen nach dem 'Anschluss' und der Eingliederung der österreichischen Finanzverwaltung im Frühjahr 1938, der bekanntlich während der Anfangsphase zu wilden Exzessen seitens verschiedener NS-Organisation in der 'Ostmark' führte, bis Gauleiter und Wiedervereinigungskommissar Josef Bürckel dem Treiben einen Riegel vorschob (88f.). Von Bedeutung ist ferner der Hinweis der Autorin, dass im Mai 1941 dem Gerangel zwischen verschiedenen Staats- und Parteiorganisationen hinsichtlich der Verwaltung und Verwertung enteigneter jüdischer Vermögen durch einen 'Führer-Erlass' ein Ende gesetzt wurde, der den Reichsfiskus zum Hauptprofiteur der Raubaktionen bestimmt und somit ab 1941 die Reichsfinanzverwaltung zu einer Schlüsselinstanz machte

(100). Wichtig sind letztendlich auch Kullers Ausführungen über das Berliner Finanzamt Moabit-West als Schaltzentrale für die Enteignung jüdischer Emigranten (124f.), da dieses seine Kompetenzen erst nach Kriegsbeginn verlor, als es Ende 1941 seine 'Judenausbürgerungsstelle' an das Berliner Oberfinanzpräsidium abtreten mußte.

Im zweiten Kapitel ihrer Untersuchung konzentriert sich die Autorin auf die 'Steuerliche Diskriminierung von Juden im "Dritten Reich"', wobei sie einmal mehr auf die 'Reichsfluchtsteuer' zu sprechen kommt (der sie dann später ein eigenes Kapitel widmet), unter dem Hinweis, dass diese Zwangsabgabe - die bereits 1931 eingeführt worden war, um potentielle Auswanderer abzuschrecken - von den Nazis fiskalisch umfunktioniert wurde (dazu aber später mehr [185f.]). Laut Kuller wurden im Dritten Reich vier einschneidende fiskalische Änderungen zu Diskriminierungszwecken gegen Juden eingeführt: erstens wurden Steuerregelungen auch für außerfiskalische Ziele in Anspruch genommen (134-35); zweitens fanden Lenkungssterverfahren zunehmend Anwendung (135); drittens richtete sich die Auslegung von Steuergesetzen mehr und mehr nach dem 'Wirklichkeitsprinzip', d.h., Steuerregelungen durften nicht realitätsfern sein (135-36); und viertens wurde die Rechtsposition Steuerpflichtiger - und natürlich insbesondere die von Juden - geschwächt (136-37). Staatssekretär Reinhardt hatte nach der Machtübernahme beschlossen, in drei Stufen Reformen des deutschen Steuersystems durchzuführen, von denen jedoch bis Kriegsbeginn lediglich eine vollständig realisiert wurde, nämlich das sogenannte 'Steueranpassungsgesetz' vom Oktober 1934, womit Aspekte der nationalsozialistischen Weltanschauung auch im Steuerrecht verankert wurden (139f.), die einem grundlegenden Bruch mit der bisherigen Steuerpolitik gleichkamen (im Rahmen dieser Massnahmen wurde u.a. die Rechtsposition jüdischer Steuerpflichtiger erheblich geschwächt). M.a.W., es waren ideologische Gesichtspunkte, die diese fiskalischen Änderungen diktierten (141f.); denn gleichwohl - wie Kuller ausdrücklich betont - sich keine dieser Massnahmen ausdrücklich gegen Juden richtete, waren sie dennoch dazu geeignet, eine rechtliche Basis für systematische Diskriminierung zu schaffen (143). Weitere Entwürfe zur steuerlichen Radikalisierung gab es dann im Sommer 1935; aber erst die Einführung einer Vermögensanmeldung für Juden - eine im Sommer 1936 von Hitler persönlich geforderte Judensondersteuer -, die dann im Laufe der Jahre zu gezielten Konfiskationen führte, sowie eine 'Judenvermögensabgabe' - eine Art von 'Sühnesteuer' aller Juden im Zuge von Pogromen während der sogenannten 'Reichskristallnacht' vom 9./10. November 1938 eingeführt, die zunächst auf 20% des jüdischen Vermögens anpeilte, später jedoch auf 25% erhöht wurde (157f.) -, waren die eigentlichen Höhepunkte der fiskalischen Zwangsmaßnahmen. Der wahre Hintergrund dieser Sondersteuern war aber wohl die Abwendung einer Krise der damaligen deutschen Staatsfinanzen. Diese 'Judenvermögensabgabe' bedeutete - laut Kuller - eine tiefgreifende Zäsur in der Entwicklung der antisemitischen Maßnahmen der deutschen

Steuerverwaltung (161). Eine weitere steuerliche Diskriminierung für die jüdische Bevölkerung war die Einführung einer gesonderten Steuerklasse (Juden stand ab Anfang 1939 nur noch die höchste Steuerklasse I zu [169]); und auch jüdischen Einrichtungen zu gemeinnützigen Zwecken standen aufgrund des 'Steueranpassungsgesetzes' in Zukunft keine steuerlichen Vergünstigungen mehr zu (170f.) , obwohl jüdischen Kultusgemeinden erst Ende März 1938 ihr Status als Körperschaften des öffentlichen Rechtes verlustig ging (172). Generell gelangt die Autorin am Ende dieses Abschnittes ihrer Studie zu dem Ergebnis, dass ab 1933 sukzessive, während der gesamten 30er Jahre, eine Ideologisierung das Steuerrecht und die Steuerpraxis beeinflusste (184).

Wie bereits oben erwähnt, existierte die sogenannte 'Reichsfluchtsteuer' bereits am Ende der Weimarer Zeit, damals betraf sie jedoch lediglich Hoch- und Spitzenverdiener ab einem Vermögen von 200.000 Reichsmark. Kuller diskutiert die Radikalisierung dieser Steuer in Kapitel 3 ihrer Untersuchung ('Die Ausplünderung jüdischer Emigranten'), die sie übrigens sukzessive - mit der Erweiterung des Reichgebietes auf annektierte Gebiete (wie Österreich, Sudetenland, Memelland, Danzig und Eupen / Malmédy) - auf diese Bereiche ausgedehnt. Ferner ist äußerst signifikant, dass der ursprüngliche Anlass für die Einführung der 'Reichsfluchtsteuer' - nämlich Abschreckung vor Emigration - sich ins Gegenteil verkehrte; denn in den ersten Jahren wollte das NS-Regime damit Juden schnellstmöglich aus Deutschland vertreiben. Im Mai 1934 wurden die Reichsfluchtsteuerregelungen erstmals während der NS-Zeit verlängert, wobei damals die Freigrenze von 200.000 auf 50.000 Reichsmark gesenkt wurde. Ein Problem - dass nämlich die zuständigen Finanzämter meist zu spät von den Emigrationsplänen auswanderungswilliger Juden erfuhren - führte dann allerdings bald zu Präventivmassnahmen zwecks 'Sicherung' der 'Reichsfluchtsteuer' - so z.B. mittels Sichtvermerken in den Pässen von Juden -, und es wurden zudem vorbeugend (man hatte ja aufgrund der zwangsweisen Vermögensangaben Kenntnis vom Besitz einzelner Juden) verstärkt ab 1938 sogenannte 'Steuersteckbriefe' eingeführt, die - laut einer Tabelle bei Kuller (199) - zwischen 1934 und 1940 jährlich zwischen 150 und 200 Personen betrafen. Insgesamt wurde die 'Reichsfluchtsteuer' damit instrumentalisiert als Mittel zur Teilenteignung von Juden, wie eine weitere Tabelle (200) belegt, wonach bis 1944 945 Millionen Reichsmark von auswanderungswilligen Juden einbehalten wurden. Ein weiterer perverser Akt der fiskalen Diskriminierung gegen Juden waren Änderungen im Devisenrecht (201f.), wobei ein eindeutiger Zusammenhang zwischen Devisen- und Vertreibungspolitik nachweisbar ist (Kuller spricht von der gegenseitigen Durchdringung von Devisen- und Judenpolitik [203]). Bereits zur Zeit der Weimarer Republik war im August 1931 ein umfassendes und effizientes Devisenbewirtschaftungssystem eingeführt worden, das von den Nazis dann sukzessiv zu ihren Zwecken umfunktioniert wurde. So wurde z.B. bereits 1933 eine Reichsstelle für Devisenbewirtschaftung errichtet und ab Mitte 1934

Höchstbeträge für den Vermögenstransfer festgesetzt (= 2.000 Reichsmark), die zudem auf Sperrkonten deponiert werden mussten; und im Juli desselben Jahres stellte die Reichsbank alle offiziellen Transferzahlungen - auch im Rahmen der Dawes- und Young-Anleihen - ein. Stattdessen entschied sich Reichswirtschaftsminister Hjalmar Schacht (1877-1970) mit der Einführung eines 'Neuen Plans' gegen die Exportförderung, und damit - wie Kuller schreibt - führte "[d]er Weg der deutschen Wirtschaft von nun an nicht in Richtung einer Eingliederung in die Weltwirtschaft, sondern hin zu einer nationalsozialistischen Autarkiepolitik [...]." (212) Denn Schacht - zu diesem Zeitpunkt Reichswirtschaftsminister und Reichsbankpräsident in Personalunion (bis 1937 bzw. 1939) - war sich der katastrophalen Auswirkungen von Devisenverlusten durch Emigration durchaus bewusst und versuchte dieser Entwicklung gegenzusteuern, insbesondere da jüdische Auswanderer etliche Strategien entwickelt hatten (Kuller listet zwölf derartige legale, halblegale und illegale auf [216-17]). Während der devisenpolitischen Dauerkrise 1935 bis 1939 wurden deshalb die Prozeduren für den Vermögenstransfer von Juden bei Emigration zunehmend radikalisiert, wobei nach dem Erlass der 'Nürnberger Gesetze' im September 1935 auch die Devisenbestimmungen neu novelliert wurden und man u.a die Mitnahme von Schmuck und anderer Wertgegenstände einschränkte. M.a.W., das Netz der Verfolger zog sich immer enger um die jüdischen Emigranten, ein Prozess, der sich im Oktober 1936 weiter intensivierte, als nunmehr auch der Verkauf von Wertpapieren sowie die Freigabe von Lebensversicherungen und Grundstücksgeschäften genehmigungspflichtig wurde. Letztendlich - wie eine weitere Tabelle Kullers beweist (223) - betrug das Disagio bei jüdischen Kapitaltransfers 95%. Insgesamt bedeuteten die verschiedenen Sicherungsanordnungen betreffs jüdischer Vermögen seitens des Reichswirtschaftsministeriums eine wichtige Zäsur in der antijüdischen Devisenpolitik des Dritten Reiches, ein Zustand, der sich weiter verschärfte, nachdem Göring im September 1936 zum Beauftragten des Vierjahresplans ernannt worden war und seinerseits ein Devisenfahndungsamt einrichten ließ, dem der Chef des SD, Reinhard Heydrich, vorstand. Eine weitere wichtige Zäsur in der Devisenregelung bildete dann die Neufassung des Gesetzes über die Devisenbewirtschaftung vom Dezember 1938, nachdem bis einschließlich November 1938 bereits 170.000 Juden ausgewandert waren, mit einem Vermögenstransfer von ca. 340 Millionen Reichsmark und die Zahl der noch im Reich verbliebenen Juden auf 600.000 bis 700.000 geschätzt wurde, mit einem Vermögen von ca. acht Milliarden Reichsmark. Gelegentlich - bis einschließlich 1939 - wurden auch besondere Transferabkommen für jüdische Auswanderer nach Palästina kreiert, so z.B. das sogenannte 'Haavara-Abkommen', wonach auswanderungswillige Juden bei einem deutschen Exporteur Waren kauften, die dem Auswanderer dann mittels der Anglo-Palästine-Bank später vergütet wurden und wovon ca. 20.000

wohlhabende deutsche Juden, die nach Palästina emigrierten, mit ca. 140 Millionen Reichsmark profitieren.

Im vierten Kapitel ihrer Abhandlung ('"Arisierung" - Die Rolle der Finanzverwaltung im Konflikt zwischen staatlichen Interessen, Gauleitungen und Privatwirtschaft') versucht die Autorin zunächst den Begriff 'Arisierung' zu definieren, worunter während der NS-Zeit die Überführung von Vermögen aus 'nichtarischer' in 'arische' Hand verstanden wurde, obwohl sich - wie Kuller einschränkend anmerkt - die gewerbliche 'Arisierung' im Dritten Reich bei weitem nicht in der Übereignung von Unternehmen erschöpfte, sondern "Schätzungen zufolge in Deutschland mehr als die Hälfte aller jüdischen Betriebe und Geschäfte liquidiert [wurden], so dass nur knapp die Hälfte der jüdischen Unternehmen im Wortsinn in die Hände von 'Ariern' überging." (245) Allein darin - so die Autorin - spiegelt sich die Tatsache, dass bereits die zeitgenössische Verwendung des Begriffs 'Arisierung' schwer präzise zu definieren war; denn letztendlich fiel auch der Raub liquiden Privatvermögens sowie die Wohnraumarisierung, die Grundstücks- und Immobilienarisierung, der Raub von Kunst- und Kulturgütern und die Beschlagnahmung anderer lebenswichtiger Gegenstände darunter (245). Hinsichtlich gewerblicher Vermögenstransfers unterscheidet Kuller drei Phasen: erstens die Jahre 1933-35, die mit dem landesweiten Boykott jüdischer Geschäfte am 1. April 1933 eingeläutet wurden; zweitens der Erlass der Nürnberger Rassengesetze im Herbst 1935; und drittens die weitere Radikalisierung im Zuge der Entlassung von Reichswirtschaftsminister Hjalmar Schacht gegen Ende 1937 (250-56), der sich - wie auch Schwerin von Kosigk - vehement gegen die sogenannte 'Zwangсарisierung' aussprach, sich jedoch nicht gegen Göring durchsetzen konnte. Im Zuge derartiger Zwangсарisierungsmassnahmen wurden dabei übrigens zunehmend auch fiskalische Mittel als zusätzliches Druckmittel eingesetzt (insbesondere Steuerschulden): Kuller erörtert dies ausführlich am Fall der Abwicklung des jüdischen Ignaz-Petschek-Konzerns, einem Unternehmen, das die Kohleförderung in den Revieren Nordböhmens beherrschte und damit einen für die Reichswirtschaft zentralen Rohstoff unter Kontrolle hatte (267). Eine weitere Radikalisierung erfuhr die 'Arisierung' jüdischen Besitzes nach den Novemberpogromen 1938, im Zuge derer Göring insgesamt fünf Verordnungen erließ: erstens Sühneleistungen der Juden; zweitens Wiederherstellung des Straßenbildes durch die örtlichen jüdischen Gemeinden; drittens die endgültige Eliminierung der Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben; viertens die Ausschaltung von Juden aus dem Einzelhandel und dem Handwerk; und fünftens die vollständige 'Zwangсарisierung' jüdischen Besitzes (271-72), wobei die durch diese Verordnungen veranlassten staatlichen Kontrollen der 'Arisierung' eine zunehmende Bürokratisierung dieses Prozesses zur Folge hatte. Höchst interessant ist auch Kullers Diskussion des Konflikts zwischen Partei-, Staats- und Privatinteressen während des fortschreitenden

'Arisierungsvorgangs' (272f.), der im 'Altreich' letztendlich auf eine staatliche Ausgleichsabgabe insbesondere an die verschiedenen regionalen Parteiorganisationen hinauslief (laut Kuller beliefen sich die staatlichen Einnahmen aus Ausgleichabgaben auf ca. 54 Millionen Reichsmark), nachdem sich Hermann Göring in diesen Disput eingeschaltet und das Reichsfinanzministerium angewiesen hatte: a) eine für alle bindende Rechtsgrundlage zu schaffen; b) eine Namensänderung auf 'Ausgleichzahlung' einzuführen; und c) das Einziehungsverfahren durch ein Verwaltungsverfahren zu regeln (278). Görings Intervention fand wohl hauptsächlich aufgrund eines Skandals im Gau Franken statt, wo die Plünderung jüdischen Besitzes durch Korruption und Vetternwirtschaft verschärft wurde, was letztendlich Anfang 1939 zur Einsetzung einer Sonderkommission führte, im Zuge derer der örtliche Gauleiter, Julius Streicher, seiner Ämter enthoben und sein Stellvertreter, Karl Holz, an die Front geschickt wurden (287f.) Wesentlich komplizierter gestaltete sich allerdings die Situation in der 'Ostmark', die sich anfänglich durch 'wilde Arisierungen' und die Tendenz auszeichnete, 'verdiente Parteigenossen', die jahrelang in der Illegalität gelebt hatten, 'Wiedergutmachung' mittels 'Ausgleichzahlung' zufrieden zu stellen (295), wofür sich sowohl der Leiter der österreichischen Vermögensstelle, Rafelsberger, als auch der österreichische Wirtschafts- und Finanzminister Fischböck einsetzten, sich letztendlich jedoch nicht gegen Statthalter Bürckel durchsetzen konnten (294f.), insbesondere da letzterer - im Widerspruch zu Strömungen im 'Altreich' - in der 'Ostmark' bei der 'Arisierung' wirtschaftliche Planungen zugrund legen wollte (297).

Das fünfte und abschließende Kapitel von Kullers Studie behandelt die 'Staatliche Enteignung jüdischen Vermögens', wobei hier der Rückblick der Autorin auf diesbzgl. Verhältnisse im Kaiserreich und zu Zeiten der Weimarer Republik aus Platzgründen ausgespart werden muss (307-24). Wie Kuller in diesem Abschnitt ausführt, gab es am Ende der Weimarer Republik zwei Typen von Enteignungsverfahren: auf der einen Seite die Enteignung von Inländern zum Zwecke des 'Allgemeinwohls'; auf der anderen die von Ausländern, deren Eigentumsschutz wesentlich geringer war (324). "An diese beiden Richtungen", so Kuller, "knüpften zwei frühe Enteignungsgesetze der NS-Zeit an" (324-25), nämlich einerseits das 'Gesetz über die Einziehung volks- und staat[s]feindlichen Vermögens' vom 14. Juli 1933 (325f.) sowie das am gleichen Tage erlassene 'Gesetz über den Widerruf von Einbürgerungen und die Aberkennung der deutschen Staatszugehörigkeit' (333f.). Ohne hier auf Einzelheiten einzugehen, seien zwei Punkte erwähnt: zum einen, dass - was sicher viele Freunde Lion Feuchtwangers interessieren dürfte - das Finanzamt Moabit-West in Berlin versuchte, das Vermögen des Schriftstellers aufgrund angeblich hoher Steuerschulden zu konfiszieren (340); zum anderen, dass im Reichsanzeiger ab 25. August 1933 veröffentlichte Ausbürgerungen - die erste von insgesamt 349 Namenslisten - bis April 1945 39.006 Personen betraf (s. Kullers Tabelle, 342). Eine erneute Verschärfung der vermögensrechtlichen

Verfolgung jüdischer Emigranten erfolgte dann aufgrund eines Geheimerlasses Heydrichs Ende März 1937, wobei die Ausbürgerungspraxis eine explizit antisemitische Ausrichtung erhielt und nunmehr "rassistische, sexuelle, straf-, devisen- und steuerrechtliche Tatbestände als hinreichende Gründe für die Ausbürgerung [galten]." (345) Zudem entbrannte nach November 1938 eine zunehmend heftige Debatte, welche Reichsbehörde für die Verwaltung und Verwertung sichergestellter jüdischer Vermögenswerte in Zukunft zuständig sein sollte. Kuller erörtert in diesem Zusammenhang auch die Legalisierung der Raubaktionen in der 'Ostmark', die nach längerem Zwist zwischen zahlreichen Staats- und Parteiinstitutionen, letztendlich im November 1938 durch einen Führererlass zugunsten des Reichsinnenministeriums entschieden wurde (363), wobei die Praxis in Wien - Kuller widmet den dortigen Verhältnissen einen Extraabschnitt (366f.) - in vieler Hinsicht einen Sonderfall darstellte. Generell gelangt die Autorin jedoch zu der Erkenntnis, dass anlässlich der Legalisierung der Plünderungen jüdischen Eigentums im ehemaligen Österreich lediglich ein Bruchteil des im März und November 1938 beschlagnahmten jüdischen Vermögens erfasst werden konnte und der Großteil unauffindbar blieb (369). Anders wurde deswegen wohl auch anlässlich der Einverleibung des Sudetenlandes verfahren; denn in diesem Fall hatte man ganz offensichtlich Lehren aus den 'wilden Arisierungen' nach dem 'Anschluss' Österreichs gezogen (374f.); und auch Enteignungen im Protektorat Böhmen / Mähren - und später in Polen - liefen eher in geregelten Bahnen ab (376f.). Ähnlich orientierte sich dann auch die Vermögensverwaltung jüdischen Besitzes nach Beginn der Deportationen Richtung Osten, indem frühzeitig sicher gestellt wurde, dass die zurückgelassenen jüdischen Besitztümer nicht in die Hände beutegieriger 'Ariseure' fielen (381) und stattdessen die Verwaltung und Verwertung den jeweils zuständigen Oberfinanzpräsidien zugeteilt wurde. Anlässlich einer weiteren Radikalisierung bzgl. der Verknüpfung von Staatsbürgerschaft und Enteignungsfragen - der 11. Verordnung zum Reichsbürgergesetz - kam es dann allerdings zu einem zeitraubenden Gerangel zwischen zahlreichen Staats- und Parteistellen, in das sich letztendlich sogar Hitler einmischte, einer Verordnung deren §1 konstatierte: "Ein Jude kann nicht die deutsche Staatsangehörigkeit besitzen." (391) Hitler hat die Verordnung zwar anfänglich abgelehnt, unter dem Hinweis, dass es nach dem Kriege sowieso keine Juden mehr gäbe. Letztendlich wurde die Verordnung jedoch am 25. November 1941 in Kraft gesetzt, wobei es sich - so Kuller - um "die erste grundlegende Veränderung der 'antisemitischen Grundgesetze' im NS-Staat seit den 'Nürnberger Gesetzen' von 1935" handelte (397) und "den Höhepunkt einer kontinuierlichen Radikalisierung der fiskalischen Verfolgung" darstellte (396). U.a. büßten mit dieser Verordnung auch alle ins Ausland geflohenen Juden mit dem Verlust der deutschen Staatsangehörigkeit automatisch ihren gesamten im Inland verbliebenen Besitz ein! Kuller widmet der Praxis der Vermögensbeschlagnahmung im Zuge der Deportationen von Juden aus dem 'Altreich' - Hitler hatte

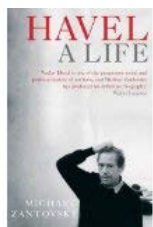
dazu im September 1941 seine Zustimmung gegeben - einen eigenen Abschnitt, wobei kurioserweise hinsichtlich der Verwertung und Lagerung von ehemals jüdischem Mobiliar eigene 'Möbelverkehrs- und Möbelverwertungsstellen' eingerichtet werden mussten und in Wien sogar eine eigene Möbeltransportfirma (die VUGESTA) ins Leben gerufen wurde, um dem Andrangs Herr zu werden. Der NS-Staat verwendete später dann auch aufgrund der stetig zunehmenden Bombenangriffe auf deutsche Städte und der damit verbundenen Zerstörung Haushaltsgegenstände aus ehemaligem jüdischen Besitz, um den Ausgebombten Ersatz zu liefern, obwohl - wie Kuller ausdrücklich betont - "der NS-Staat der größte Profiteur [war]" (422).

In ihrer Zusammenfassung (427f.) weist Kull darauf hin, dass - zumindest anfänglich - viele Verfolgungsmassnahmen von Juden durch die Finanzbehörden auf Verordnungen und Gesetzen beruhten, die es bereits zuzeiten der Weimarer Republik gab (427), wobei insbesondere die 'Reichsfluchtsteuer' von den Nazis instrumentalisiert und zu einem mächtigen fiskalischen Hebel wurde, wodurch ca. ein Viertel des jüdischen Vermögens im Dritten Reich sichergestellt wurde (428). Im Jahre 1938 kam es dann in dreifacher Hinsicht zu einer Radikalisierung, als nämlich erstens Juden zu einer Sondergruppe Steuerpflichtiger bestimmt wurden, zweitens mittels der 'Judenvermögensabgabe' vom November 1938 diese zusätzlich ausplündert wurden und drittens zu diesem Zeitpunkt eine allgemeine Radikalisierung der nationalsozialistischen Judenpolitik stattfand, die dann letztendlich ihren Höhepunkt mit der oben erwähnten 11. Verordnung zum Reichsbürgergesetz erreichte, wodurch alle Juden, im In- und Ausland, automatisch staatenlos wurden und ihres Besitzes verlustigt gingen. 'Judengut' wurde dadurch im Dritten Reich zu 'Volksgut', wobei die Finanzverwaltung in doppelter Hinsicht ein Tragpfeiler des NS-Systems war: "Sie war [nämlich] maßgeblicher Akteur der Judenverfolgung und leistete [zudem] einen essentiellen Beitrag zur Etablierung einer neuen nationalsozialistischen Gesellschaftsordnung." (443)

Jörg Thunecke, Köln

MICHAEL ZANTOVSKÝ: *HAVEL - A LIFE*, INCL. 44 ILLUSTRATIONS.

London: Atlantic Books, 2014. 543 pp.



The author of this biography is currently Czech ambassador in London, was one of the founding members of the movement that organised the overthrow of the Communist regime in the late 1980s, and eventually became Václav Havel's spokesman and advisor, his press secretary as well as his lifelong friend (543). This brief sketch of

Zantovský's connection with Havel is however also indicative of a problem with this book; for its author - at least at times - seems to have been too close to the subject of his study to be completely neutral: this just as a warning for any potential reader!

Following a 'Prologue' (1-7), the biography is chronologically structured in 50 chapters. Already in the 'Prologue' Zantovský outlines three major aspects of Havel's moral philosophy, which are referred to time and again in the course of the Czech intellectual's life: the 'power of the powerless', 'living in truth', and the concept of 'responsibility' rooted in the 'memory of being' (2). Václav Havel (1936-2011) was born - as Zantovský puts it - with a silver spoon in his mouth (15ff.): his father was an entrepreneur, and he grew up as the scion of a prosperous Prague family, which however encountered calamity, seriously affecting Václav's future life, following a Communist coup under Klement Gottwald in February 1948. Zantovský is rather reticent about this momentous period in Czechoslovakian history: Gottwald is mentioned just once, and the rather infamous role of Edvard Beneš, who sold his country to Stalin in 1943, is completely ignored, and one can merely speculate about the reasons for this omission! This seems all the more surprising though since the political changes in Czechoslovakia in the late 1940s gravely affected Havel's upbringing. He was denied an elite education (in fact, any decent formal education), being branded a 'bourgeois' unworthy of a high school diploma (33) and eventually became a member of the non-conformist, bohemian Prague underworld (41). He made several attempts to enrol at university, but was denied access on account of his 'bourgeois' origin, and the Academy of Performing Arts remained out of his reach, prompting him to quit school and join the military (in 1957), where he ended up in an Auxiliary Technical Battalion, specially set up for the offspring of 'class enemies' (45). It was about this time that he also first met Olga Šplíchalová (1933-1996), the woman of his life, whom he eventually married (1964) and with whom he led a rather tempestuous life (Havel was a womaniser, not always faithful, who finally married his mistress, Dagmar Veškrnová [*1953] in 1997, following Olga's death in 1996).

Havel left the army in the autumn of 1959, and as there was no place for him in the film industry, theatre seemed to be the next best thing (59). He thus started theatrical 'apprenticeship' as a stagehand, which eventually led to him becoming one of Czechoslovakia's most accomplished modern playwrights. During the early 1960s he worked as co-director at the Balustrade in Prague, where his first plays were staged, above all *The Garden Party* (1963) and generally speaking the 1960s were a vital period for Havel's development as an artist. Zantovský refers to these years as follows:

It would be hard to grasp the evolution of the Stalinist monolith of the fifties through the Potemkin village of the seventies into the walking dead of the eighties without the seismic anomaly of the sixties. (77)

It was this decade, which culminated in the Prague Spring of 1968, that saw Havel engaged in miscellaneous activities, giving us a first glimpse of a man "who is working and fighting for something bigger than his own success." (83) He became involved, for example, with a struggling intellectual journal called *Tvář*, whence a pattern emerged in Havel's ongoing stance against political injustice of any kind and in his taking of enormous personal risks and disregarding his own safety. Eventually he became chairman of the Young Authors Caucus, and later also of the Circle of Independent Writers (89). As a result, by the mid-60s Havel was recognised as a celebrated author whose rather subversive play *The Memorandum* (1965) caused furore (93ff.), a work strongly influenced by existentialist philosophy, above all the work of Camus and Beckett. In other words, until 1967 cultural life in Czechoslovakia seemed to be progressing smoothly, until towards the end of that year internal political upheavals occurred, which led to the replacement of the Communist Party leader and president, Antonín Novotný, by Alexander Dubček in early January 1968, which in turn triggered the so-called Prague Spring later that year. Zantovský discusses this revolution at great length (cf. the chapter 'The Gathering Storm' [97-113]), pointing out that

[the] discrepancy between formal and informal processes, and between nominal and real change, has led to two alternative readings of the history of the Prague Spring. On the one hand, there was the largely mythological story of 'socialism with a human face', a movement aimed at the reinvention of the socialist ideal, led by the enlightened reformists, overwhelmingly supported by the population and violently suppressed by the Soviet-led invasion in August under the pretext of an impending 'counter-revolution'. On the other hand, there is the widely documented chain of events on the ground, which strongly suggests that, far from leading the movement, the reformists had lost control early in the process and were being forced to adapt to ever-new demands by the emboldened population. In this reading, paradoxically, the Soviets were right to suspect a reversal, albeit a non-violent one, and of course criminally wrong to violate the sovereignty of a country to prevent it. (101)

This cannot be the place to recount in detail the events of the Prague Spring. Havel, during this period of time, still saw his rôle primarily as an artist, and in the midst of these momentous times he wrote his third full-length play, *The Increased Difficulty of Concentration*, showing a playwright's detachment; and at the very height of the dramatic events in May / June 1968 he went on an extended visit to the US and UK. In fact, according to Zantovský, "Havel was a poor candidate for the revolution, which may have had some bearing on the velvet character of the one revolution in which he came to be directly and famously involved." (108) Politically and philosophically, Havel – according to Zantovský - "was made *in*

the sixties more than *by* the sixties" (111), and his part in the drama really only started after the Warsaw Pact tanks rolled in. Part of this drama was his controversy with Milan Kundera (*1929), who claimed that the Prague Spring, despite its violent suppression, would be of lasting significance, whereas Havel warned against self-delusion. His adversarial, hostile response to Kundera stunned many Czechoslovakians, causing a rift between the two men which never healed.

By 1969 Havel had no illusions about the immediate future of the period officially labelled as 'normalisation'; for while superficially things in Czechoslovakia seemed to continue as usual, "[u]nderneath [...] all public and social life ground to a halt" and "in the media the ferment of a couple of years before was replaced by endless, repetitive, soporific drivel." (128) In the first half of the 1970s Havel observed and shared this new way of life, much of it from his remote residence in Hrádeček, but - according to Zantovský - he never succumbed to the self-destructive urge to party to oblivion (Havel was a heavy drinker and smoker, who loved Rock 'n' Roll); but "[s]ince the repression focused primarily on former Communists [Havel never had been a party member] [...], he was pronounced an enemy of socialism and ostracized by the regime, frequently finding himself under surveillance and subjected to [interrogation], but not jailed [yet] or directly persecuted." (130) It was during this period though that his evolution as a political thinker took place and that he developed his life-long distrust of politics. He continued writing plays - published in translation by Rowohlt Verlag in Germany, earning him hard currency and affording him the purchase of a Mercedes - like e.g. *The Mountain Hotel* (1976). In February 1974, however, shortage of money forced him to temporarily take on a menial job in a brewery near Hrádeček (lasting appr. one year), an experience which he duly turned into a one-act play entitled *Audience* (1975), whilst at the same time drafting an audacious letter to the new Communist ruler, Gustáv Husák (149ff.), in which he evoked the decline of morals standards and for the first time broached the topic of timelessness, all of which eventually led to the founding of the Charter 77, of which Havel became a prominent member.

Zantovský deals with this development at considerable length (169-84), when Charter 77 was denounced and suppressed by the regime, which labelled it an anti-state, counter-revolutionary document (178), eventually leading to the imprisonment of its co-founder in January 1977. Havel's stint in Ruzyně prison seems to have rather unsettled him (cf. the chapter 'The Mistake' [185-93], so much so in fact that he eventually struck a rather humiliating deal with his jailers for an early release, in return for which he promised to abstain from all political activities, a promise which, though extracted under duress, still amounted to a moral lapse and was later used by his political enemies to denigrate him. He was released in mid-October 1977 and did not resume political activities with Charter 77 until the end of 1978.

During the period following Havel's release from prison police harassment intensified continually: wherever he went he was followed, closely watched and isolated. It was during this time that he wrote his probably most famous and influential piece of prose, an extended essay entitled *The Power of the Powerless*, intended to be a political manifesto and which as such one would wish to be compulsory reading for all students of modern history. Zantovský comments on this brilliant and outstanding essay as follows:

In 'The Power of the Powerless', Havel set out to define the phenomenon of 'dissent', its 'ideology' or lack of it, but first he felt he had to define and analyse the 'post-totalitarian' system, which formed the background, the *raison d'être*, of the dissidents' activities and at the same time their principal challenge. Through the example of a greengrocer who in his shop window exhibits the Communist slogan 'Workers of the world, unite!' without believing in it [...] he demonstrates that the totalitarian system operates by pressuring people to 'divest themselves of their innermost identity' through such rituals. Havel's distinction between the totalitarian system, as practised by Stalin and Hitler [...] and the post-totalitarian system, as practised by Husák's 'normalisers' in the mid-seventies, does not lie merely in the considerably smaller amount of violence and brute force exerted by the latter. By soliciting empty expressions of popular support, the system obviates the sharp distinction between the 'tyrants' and the 'victims', which is characteristic of pure dictatorships. Once Havel considered the mechanism through which the system exercises its power, it was not difficult for him to realize that it hinges only on the greengrocer's willingness not to withhold his ritual approval. [...] The human capacity to 'live in truth', to reaffirm man's 'authentic identity', is the nuclear weapon that gives power to the powerless. As soon as the system is no longer able to extract the ritual endorsement from its subjects, its ideological pretensions collapse as the lies they are. (199-200)

It was almost inevitable that the empire struck back, and when Havel ignored his previous pledge not to engage in political activities, surveillance and intimidation intensified, and in May 1979 he was again arrested, put on trial and sentenced to four and a half years jail in October of that year (211ff.). This time, however, Havel did not break down in prison and was only released in early February 1983, after 1,351 days behind bars, when he fell seriously ill and the regime feared that his death in jail may turn him into a martyr. His travails during those three and a quarter years can be gleaned from the correspondence with his wife, published as *Letters to Olga*.

After his release from jail, Havel seems to have spent most of his time making up for lost time, absorbing himself in the complexities of his love life. Zantovský stresses, however, that nothing is further from the truth (249). In fact, he began to cultivate international friendships - Vonnegut, Styron, Albee, Updike, Philip Roth, and many other famous authors came to visit him in Prague, and Klaus Juncker of the Hamburg Rowohlt Verlag kept looking after his interests in Germany; for Havel was - and continued so until the fall of the Iron Curtain - reluctant to travel outside Czechoslovakia for fear that - as in the case

of some East German writers - he would not be permitted to return to his native country. Instead he exchanged literally hundreds of letters and made scores of phone calls with people abroad, gradually establishing an international agenda, which also led to the creation of various foundations, especially one in Sweden, which accrued half million SEK by 1989. All the time, however, Havel, and some of his fellow members of Charter 77, faced a dilemma; for they had no ambition to become national icons, and Havel in particular repeatedly expressed his longing to step out of the limelight - unsuccessfully, as it turned out - and devote more time to his writing. He did, in fact, manage to write some new plays, e.g. *Largo Desolato*, which dealt with the chaos and confusion he experienced following his release from jail, and *Temptation* (both in 1985), touching on the traumatic event surrounding his first incarceration. His name was repeatedly mentioned in connection with the Nobel Peace Prize (which he never received) and Erasmus Prize (which he was awarded in 1986). Eventually perestroika made a tentative entrance even in Czechoslovakia, when Gorbachev became the leading force in the Kremlin in 1985, and it seems to have been about this time that Havel realized that "he was on a transitional trajectory from being an artist and dissident to [...] a politician." (275)

The next - and probably most important - phase in Václav Havel's life began in August 1988 and is - not just in Zantovský's biography - subsumed under the heading of 'The Battle for Wenceslas Square', which - among many other things (e.g. the commemorations surrounding the 20th anniversary of the immolation of Jan Palach in January 1989) - reached its climax with the so-called 'Velvet Revolution' in November 1989 (cf. 277ff.). In fact, the Palach week, with Havel's arrest as one of its central events, was a watershed of events to follow (283). As pointed out by Zantovský:

Havel, who had been merely a recognized authority among the dissidents, and the best known of the Czechoslovak oppositionists abroad, became a national figure, and as he was being sentenced for another nine months of prison [...] he became the focus of another protest, a petition for his release. (283)

Once again, as Zantovský puts it, the Government blinked, as thousands signed the petitions and as international protests mounted, leading to his release in mid-May. Many pages have - according to Zantovský - been written about the subsequent events of the 'Velvet Revolution', and it is not my intention to add to these, except as regards the rôle Václav Havel played in it (cf. the chapter 'That Velvet Thing' [287-99]). One aspect, as Zantovský stresses, that continues to amaze us, privileged with hindsight, is that nobody saw the inevitable coming, neither the Soviet leadership nor those of the Western powers. Other occurrences on the way to this momentous event were the presentation of the prestigious Peace Award of the German Book Trade to Havel on October 15, 1989, in Frankfurt a.M. and the fall of the Berlin Wall on November 9. As Zantovský put it: "There hardly exists a better proof of the

central role Havel played in the opposition to the Communist regime and its overthrow than what transpired in the next seventy-two hours": "[a]lthough he was a non-participant in the triggering event of the Revolution, he was firmly in the lead, if not in charge, when Monday came" (297); for on that Monday the dam broke! On November 24 the entire Communist Party leadership resigned and the newly set up Civic Forum increasingly gained the upper hand, especially when Prime Minister Adamec reluctantly agreed to meet its leaders, following a symbolic two-hour general strike on November 27 (306f.). On December 10 President Husák resigned, and on the same day Havel announced his candidacy for the post. Despite some controversy with Dubček, who also aspired to the job of president (but eventually became speaker of the Federal Assembly), Havel eventually prevailed, was proposed as first president of the post-Communist era and duly elected on December 29, 1989.

At the beginning of January 1990, Havel moved in at the Castle, the official residence of Czechoslovakian presidents, and surrounded himself with a group of trusted advisors, selected from members of the Civic Forum, labelled by Zantovský - tongue in cheek - 'The Bag of Fleas' (312ff.). Lack of space, however, does not permit me to enter into details of this rather troublesome first presidency of Havel's, except to say that he announced an amnesty (which freed some 23,000 prisoners) and then started on a whole series of state visits: the very first took him to Germany, followed by trips to London, Paris, Warsaw and Budapest and eventually to Moscow. The climax of these state visits, however, the one to the US, following an invitation by President G. W. Bush, where - during his visit to Washington, DC - he was given the rare honour of addressing a joint session of Congress, although for him the highlight of this trip undoubtedly was a subsequent visit to Manhattan, where an enthusiastic crowd of more than 5,000 people - among them many celebrities - attended an extravaganza at St. John the Divine. Havel's meeting with Mikhail Gorbachev at the Kremlin was, by comparison, a far more sedate affair, although he did manage to strike a deal with the then Soviet leader for a troop withdrawal from Czechoslovakian soil. As intimated by Zantovský,

Havel was fond of Russia, but never sentimental about it like so many people in Europe and elsewhere. The idea of a 'Slavic soul' was foreign to him. Like his great predecessor Tomáš Garrigue Masaryk, he was totally immune to the idea of panslavism that infected so many Czech politicians at the end of the nineteenth and the beginning of the twentieth centuries [...]. (370)

Some people found it remarkable that Havel's first state visit took him to Czechoslovakia's archenemy Germany, under whose rule the country had suffered so much. However, this was by no means an isolated gesture; for on March 15, the anniversary of the German occupation of Prague in 1939, the then German president, Richard von Weizsäcker, came for an official visit on Havel's invitation to commemorate this egregious event half a century earlier. Havel also got along well with Margaret

Thatcher, then Prime Minister of Britain, in Paris he was given a royal reception, and in Israel he gave a speech at the Hebrew University in Jerusalem. Yet more visits took him to the Vatican, where he met the Polish Pope, John Paul II, and in Warsaw he met the Polish dissident leader Lech Wałęsa, who eventually became president of his country.

Internally, Havel's second presidency (he was re-elected in 1990 as part of the first free elections in 44 years), however, was also a troublesome one, since it coincided with what in Czech history is known as the 'hyphen war', dominated by the leaders of the two main parties, Václav Klaus and Vladimír Mečiar, which eventually led to the breakup of the country into its two constituent parts in the summer of 1992, hence known as the Czech and the Slovak Republic respectively, whereupon Havel tendered his resignation.

Havel's third and fourth presidencies (1993-1998 and 1998-2003, when he was succeeded by Václav Klaus) were equally troublesome ones internally, since the new Czech constitution severely curtailed the President's powers and he became a mere figurehead, who had to abide by the rule of his greatest political enemy, Václav Klaus (*1941). Consequently, the latter years of his presidency were rather frustrating ones for Havel, who nevertheless succeeded in his great ambition: NATO membership for the Czech Republic (1999), celebrated during a visit of then US President Bill Clinton. Regrettable, however - and in many ways detrimental to his reputation, as in the case of Tony Blair in the UK - was engagement in the first Iraq war (1991). EU membership, which he also envisaged, only occurred during the presidency of his successor (2004).

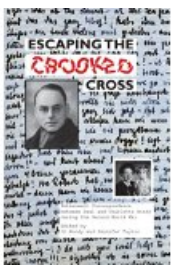
During the latter years of his presidency Havel repeatedly suffered from life-threatening illnesses, and following the end of his final term of office he enjoyed a more leisurely life-style, sheltered by his second wife, the actress Dagmar Veškrnova, whom he had married in early 1997, barely a year after Olga's death, stirring up quite a controversy in the country (cf. the chapter 'The Ugly Mood' [471-81]). After thirteen years in office, Havel's stature, popularity and influence were - according to Zantovský - perceptibly diminished (497), but at least during his retirement years (2003-2011) he was finally in a position to resume writing, the result of which, above all *Leaving* (2008), based on Shakespeare's *King Lear*, must have been a relief to him. In 2005 Havel received a Visiting Fellowship at the Library of Congress, where the couple lived for a year in relative peace in Georgetown, where he may have conceived the idea of a presidential library, which eventually did see the light of day (500-01). They also bought a holiday retreat on the Portuguese Algarve, which however turned out to be too remote. Václav Havel spent the final weeks of his life in his old residence in Hrádeček, and literally days before with death, on December 17, 2011, he met the Dalai Lama for a meditation session. Despite his reduced popularity, as Zantovský reports in the initial chapter of his biography ('18 December 2011. A Dark Cold

Day' [9ff.]), his demise seems to have come as a shock to the Czech population, and his funeral in Prague on December 23, 2011, was a monumental event, attended by heads of state from all over the globe, including President Sarkozy, Prime Minister Cameron, as well as ex-President Bill Clinton, Madeleine Albright, Lech Wałęsa, John Major and Prince Hassan of Jordan.

Jörg Thuncke, Köln

ESCAPING THE CROOKED CROSS. INTERNMENT CORRESPONDENCE BETWEEN PAUL AND CHARLOTTE BONDY DURING THE SECOND WORLD WAR, EDITED BY JO BONDY AND JENNIFER TAYLOR

Peterborough (England): Fastprint Publishing 2014. 191 pp.



The correspondence between Paul and Charlotte Bondy during his internment in Huyton Camp (nr. Liverpool) was edited by his daughter, Jo Bondy, and an expert in exile studies, Jennifer Taylor. However, bearing in mind the involvement of Dr. Taylor in the production of this volume, the book leaves a lot to be desired, starting with Taylor's all too brief Preface (XIII-XIV) and Bondy's equally short Introduction (XV-XVII), not to mention the rather skimpy Editors' Notes (IX-XI), which e.g. fail to mention two lists of names (Family Members Mentioned In The Letter [179] and Who's Who? [180-90], both of which - to make things worse - are incomplete), so that, at least at first, the reader is rather confused about a whole series of names, which do not make any sense to him. Furthermore, the reader also discovers only at the end of Part I (= The Letters of July 1940 [36-27]) that five of the six sections of the book have notes added at the end, which, however, are not marked as such in the running text! Finally, to complete the criticism of the general negative organisation of this book, it should be said that the print of the actual text is quite poor (it looks as if it is a type-written reproduction via books-on-demand), and particularly some letters (like e.g. the capital B) are almost illegible!

Peter Paul Bondy (1900-80) was born in Soest (Westphalia) and of Jewish descent; his then girl friend Charlotte (1907-86) was an Aryan from Munich. Both were anti-Nazis and taken into temporary 'Schutzhaft' by the Gestapo in 1935 on account of their underground activities in Bremen. Following the promulgation of the so-called 'Nuremberg Laws' in 1935 their relationship became untenable and the two emigrated to England, where they married in 1936 and had a daughter (Jo) a year later. Paul Bondy was a cultured and educated man, who had earned a Ph.D. in philosophy, but was unemployed when arrested as an 'alien enemy' in London on June 26, 1940, and subsequently interned in Huyton Camp, an unfinished housing estate, with pretty appalling conditions (a fact strangely ignored by the editors). The

couple's correspondence is organised chronologically, month by month, starting in late June 1940, and ending in early December of that year (Bondy was released on December 5, and arrived back in London on December 11).

Appr. 10% of the correspondence deals with never-ending postal problems; for the delivery of letters, postcards and parcels in both directions were characterised by endless delays, which led to enormous frustration for both correspondents (only expensive telegrams moved faster), delays caused by the fact (also not mentioned anywhere in the book) that all internment correspondence was censored at a central office somewhere in Liverpool. Furthermore, outgoing letters were restricted to 24 lines, hardly enough to maintain communication in any meaningful way. At least another 10% of the correspondence is taken up with equally endless attempts to obtain the early release of Paul Bondy, all of which make, at times, for rather tedious reading due to the repetitive nature of the countless requests and queries, most of which were futile.

Far more interesting than the relatively few details the reader is able to glean about the 'Lagerleben' at Huyton is Charlotte's life during these five odd months in London, which were punctuated by the 'Blitz' on London, commencing in the summer of 1940 and continuing into the autumn and winter of that year, which eventually forced her to vacate their rented accommodation in central London (Chelsea) and move to the - then - very outskirts of the city at Mill Hill (North London). Charlotte's life during that period of time must have been rather typical for that of internees' wives (only a relatively small number of females were interned): her struggle with a young child, traumatised by constant alarms and air raids, very limited income (most of it charity courtesy of Bloomsbury House), and never-ending appeals to well-known persons (like e.g. the Bishop of Chichester, George Bell), in an attempt to obtain her husband's early release. To give the reader an idea of her stressful existence, allow me to cite from a letter by Charlotte in early September 1940:

[...] As soon as we were back at home, where I found your letter of 14th, the sirens went and we could see lots of planes flying over our house. And after the all clear thick, thick smoke behind Albert Bridge. It was terrible, especially as one didn't know what was hit and burning. At dusk the whole sky turned red. And the nightly alarm came and we went downstairs. The next morning Jo and I went to Mill Hill to have a look at Pixie's place [...]. Then we were back at Cheney Walk [in Chelsea] and went for a walk [...]. We found the park closed, as there was a German plane brought down in it and time bombs too, really was terrible that night. Planes over our home all night long and bombs and explosions all round - the windows and the house rattling. With every one I thought now it's our turn [...]. Finally, Jo woke up too with the noise - until the girls in Mrs Robert's flat called us to come up as Cheney Walk was flooded and the water might come down

into the basement [...] the whole street one big river, much higher than the Thames itself [...]. At last at five or six in the morning the all clear! And what a sight along the Embankment. Nearly all the windows smashed. And in Beaufort Street a hit in the underground shelter of those big mansions just beside Mulberry Close. And all the people killed. Then I went at once off with Jo to the Police Station - to get permission to go to Mill Hill. [...] And so at 4.15 we left 133 [Cheney Walk] and had a lovely ride in a car [...] Of course we had the same nightly alarms here and slept on cushions and blankets on the ground floor. But I slept through the whole night - the first one since all this bombing started. [...] Sometimes I think it was cowardly to run away when all the other people have to stay - all these poor refugees in Chelsea having now the same dreadful time here again [in England] - but as I had just got that offer from Pixie to come and stay with her I thought, oh well, we'll go. [...] (79-81)

Thus far then to illustrate the rather harassing conditions Londoners - 'aliens' included - were subjected to, compared to life in internment camps throughout the UK - i.e. mainly those on the Isle of Man, but also the one in Huyton - which was comparatively sedate!

The correspondence between Charlotte and Paul Bondy was - except for an initial phase and in telegrams - by and large conducted in German (letters & postcards written in English are marked with an E), and it is completely inconceivable why the editors decided to translate all of them into English, bearing in mind that this kind of publication only has a rather limited readership anyway, most of whom are probably able to read German! As a result one can only second-guess the stylistic niceties and expressions used by the couple, many of which undoubtedly were lost in the rather smooth translation. Furthermore - and this is my final complaint - it is hard to fathom why so many typos occurred in a volume edited by a team of three (the text, in addition to Bondy and Taylor, was also proof-read by Irene Auerbach as stated in the Acknowledgements [VII])!

Jörg Thunecke, Köln

**DOROTHEE DOVIFAT: ZWISCHEN TRÜMMERN UND TRÄUMEN. FEUILLETONISTISCHE STREIFLICHTER
BERLINS VON 1945 BIS 1953, MIT EINEM NACHWORT VON ERHARD SCHÜTZ**

Berlin: vbb 2014, 127 S.



Die 1920 in Stettin geborene und noch heute in Tübingen lebende Dorothee Dovifat ist die Tochter des weitaus bekannteren Emil Dovifat (geb. 1890), der, wie Erhard Schütz in seinem Nachwort im obigen Buch (119-27) anmerkt, „bis zu seinem Tod 1969 die maßgebliche, auch angefeindete Instanz der deutschen Publizistik“ und „wissenschaftlich wie journalistisch und politisch höchst einflußreich“ (121) war. 1920 war Emil Dovifat Wirtschaftsredakteur der Stettiner *Ostsee-Zeitung* geworden, 1921 wurde er Redakteur des Presseorgans des Christlichen Gewerkschaftsbundes *Der Deutsche* in Berlin und 1927 dessen Chefredakteur. 1929 zog die Familie Dovifat, nach einem Aufenthalt in den USA (vgl. Dovifats Darstellung der journalistischen Berufsbildung in *Der amerikanische Journalismus* [1927]) und nach seiner Berufung zum außerordentlichen Professor für Zeitungswissenschaft und Allgemeine Publizistik an der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin, nach Zehlendorf, wo, wie Dorothee Dovifat in ihren unveröffentlichten Erinnerungen *Zurückgeblickt. Fast eine Familiengeschichte* berichtet, die Familie „fast 40 Jahre“ wohnte (zit. nach Schütz 121). „Gefestigt im tiefen katholischen Glauben,“ führte Emil Dovifat, wie Schütz dessen Privatleben beschreibt, „zusammen mit seiner Frau ein weltoffenes, musisches Haus, in dem Dorothee und ihre beiden Brüder behütet aufwuchsen“ (121-22).³⁶

In seiner Skizze vom Leben und der Karriere Emil Dovifats überspringt Schütz merkwürdigerweise die zwölf Jahre des Dritten Reiches: „Nun aber das Ende des Krieges und der Beginn einer neuen Zeit“ (122), heißt es pauschalisierend! Dovifat war allerdings, wie Klaus-Ulrich Benedikt nachweist, „nie Mitglied der NSDAP und galt im Dritten Reich als politisch unzuverlässig“ (s. ders.: *Emil Dovifat. Ein katholischer Hochschullehrer und Publizist* [1986], 11); und wegen seines starken Engagements in der Arbeit der Katholischen Aktion gegen den Nationalsozialismus, stand er schon im Juli 1934, kurz nach dem ‚Röhm-Putsch‘, auf der Schwarzen Liste, wurde kurzfristig pensioniert, durfte aber Leiter des Deutschen Instituts für Zeitungswissenschaft bleiben (12). Ende 1934 „wurde Dovifat erneut, diesmal auf den

³⁶ 1919 heiratete Emil Dovifat Käthe Riemer. Laut Klaus-Ulrich Benedikt war „das gemeinsame geistige Leben eine wichtige Grundlage der Ehe – sowohl in den 20er Jahren, als Käthe Dovifat noch viele Aufträge als Kunstmalerin hatte, als auch in den späteren Jahrzehnten, als sie sich ganz der Familie widmete“ (in: *Emil Dovifat. Ein katholischer Hochschullehrer und Publizist* [Mainz: Mathias-Grünewald-Verlag 1986], 8).

nationalsozialistischen Führerstaat, vereidigt“ (14); aber seine „Stellung war nach der Wiedereinsetzung keineswegs gesichert,“ und „seine Arbeit und sein Privatleben unterlagen nahezu ständiger Beobachtung“ (15). Dennoch konnte Dovifat seine Arbeit in den dreißiger Jahren fortsetzen, „hütete sich jedoch, sich publizistisch oder persönlich in der Öffentlichkeit zu exponieren, um unauffällig forschen und lehren zu können“ (15). Dabei mußte Dovifat laut Benedikt „Kompromisse eingehen und Tarnungen verwenden,“ aber „Art und Umfang seiner Tarnung, seines ‚Widerstandes‘ oder seiner ‚Kollaboration‘ mit dem Regime und deren Rechtfertigung sind umstritten und kaum zu beurteilen“ (237).³⁷ Am Kriegsende blieb das Haus der Familie Dovifat in der Charlottenburger Straße 2 in Berlin-Zehlendorf(-Mitte) von den Verwüstungen, die die Innenstadt Berlins erfuhr, verschont. „Die Familie war,“ wie Benedikt anmerkt, „für Dovifat ein Hort der Sicherheit vor der harten Realität des politisierten Alltags, der körperliche, seelische und moralische Rückhalt seiner vielfältigen Aktivitäten“ (15). Die beiden ältesten Kinder verließen die Schule im März 1940. Tochter Dorothee studierte Germanistik und promovierte „in den allerletzten Berliner Kriegstagen“ mit einer Arbeit über Eduard Mörike. Sohn Claus wurde nach kurzem Musikstudium eingezogen und fiel 1941 in Südrussland. Der jüngste Sohn Bernhard wurde ebenfalls eingezogen, studierte nach dem Krieg zuerst auch Musik, wurde dann aber Arzt (15-16).

1945 gehörte Emil Dovifat zu den Mitbegründern der Ost-CDU und wurde Chefredakteur ihres Presseorgans, die *Neue Zeit*, welche als Tageszeitung, lizenziert von der Sowjetischen Militäradministration (SMA), erstmals am 22. Juli 1945 erschien (vgl. hierzu auch Benedikt, 32-39). Durch ihren Vater erhielt Dorothee die Möglichkeit, in der Kulturredaktion zu arbeiten (122). Die achtundzwanzig von Schütz ausgewählten Feuilletons von ihr in der *Neuen Zeit* erschienen zwischen dem 18. August 1945 und dem 25. Dezember 1947 (6-58). Zu gleicher Zeit schrieb Dorothee auch für die neugegründete Ost-Berliner Zeitschrift *Frau von heute*, die Sammlung von Schütz enthält jedoch nur ein einziges ihrer Feuilletons, Nr. 2. im Jahre 1947 (36-37). Nach der Gleichschaltung der CDU in der Sowjetischen Besatzungszone wurde Emil Dovifat Ende 1947 als Chefredakteur der *Neuen Zeit* abgesetzt; aber schon am 23. März 1948 kam eine neue Zeitung der CDU, *Der Tag*, heraus, diesmal unter amerikanischer Lizenz, und Emil Dovifat war wiederum an deren Gründung beteiligt (vgl. hierzu Benedikt, 39-41). Dorothee, die seit November 1947 mit dem Musikwissenschaftler Georg von Dadelsen

³⁷ Wie z.B. die Definitionen in Emil Dovifats *Zeitungslehre*, erstmals 1931 erschienen, an die neuen politischen Bedingungen angepasst sind, zeigt Benedikts Vergleich der Ausgaben von 1937 und 1944 (in *Emil Dovifat*, Kap. IV.12: „Die „Zeitungslehre“ und ihre verschiedenen Ausgaben“, S. 149-56). Weitere Ausgaben erschienen nach dem Krieg 1955, 1962, 1967 und (posthum) 1976.

verheiratet war, war ebenfalls wieder mit von der Partie und zuständig für Kulturelles (125). Die zweiunddreißig von Schütz ausgewählten Feuilletons von Dorothee Dovifat in *Der Tag* erschienen zwischen dem 19. Mai 1948 und dem 10. Dezember 1953 (59-116).

In ihren frühen Feuilletons befasst sich Dorothee Dovifat kaum mit politischen Fragen, vermutlich aus Vorsicht vor der strengen Zensur der SMA, vielleicht aber auch in Anbetracht der Lebenserfahrung ihres Vaters im Dritten Reich. Vielmehr geht es ihr zunächst um andere Themen „zwischen Trümmern und Träumen“: Wiederaufbau aus den Ruinen, christliche Sorge und Erneuerung, Wiedererwachen der Künste, Kultur und Wissenschaften. Vor allem geht es Dorothee Dovifat aber um Kinder (z.B. um Waisenkinder in ‚Umsiedler auf Zwischenstation‘ vom 19. September 1946 oder später um Flüchtlinge und Kinder in ‚Zwei Welten‘ vom 26. März 1953), und gleich im ersten Text (‚Kinder spielen in Berlin‘ vom 18. August 1945) beobachtet sie Kinder, die wenige Wochen nach Kriegsende „auf den Trümmerhalden der zerstörten Stadt, die langsam von der gnädig verhüllenden Natur übergrünt werden,“ wieder spielen können (6): „Wie Blüten des Nachkriegssommers werden sie vom müden Wind des Friedens in die Steinwüste hingeweht, jetzt nicht mehr so ängstlich, daß eine jähe Sirene sie in die dürftig abgestützten Kellerräume zurückscheucht“ (6). Am Nachmittag ziehen die Kinder „alle auf das Trümmergelände an der Spree hinaus,“ und: „Hier ist Berlin fünfzig Jahre rückwärts geworfen worden; man meint, die Vorstadt von 1890 zu sehen, von noch früher, von der Zeit Fontanes, der Poggenpuhls, Stines, die noch – ohne die kommende Metropole zu ahnen – sich in Feld und Wiese am Stadtrand beschaulich ergingen“ (6-7). Am Abend holt eines der Kinder einen „selbstgezimmerten Drachen heraus,“ und: „Nun kann es ihn mitten in der Stadt aufsteigen lassen. Es läuft durch die Straßen in schnellem Schritt, der Drachen steigt höher und höher, die niedrigen Mauerreste hemmen seinen Austieg, seinen Flug zum Himmel nicht. Ein seltsames Sinnbild!“ (7).

Dieser Eingangstext zeigt auch exemplarisch die feuilletonistische Haltung Dorothee Dovifats, die sich offenbar nach der Definition des Feuilletonismus in der einflussreichen *Zeitungslehre* ihres Vaters richtet:

Der Feuilletonismus ist eine journalistische Haltung, die Einzelheiten und Zufälligkeiten des Tages in menschlich persönlichster Betrachtung so treffend sieht und darstellt, daß Wesentliches und Allgemeingültiges anklingt und gesinnungsgemäß wirksam wird (³1955, Bd. 2, 82).

Ihr Vorbild, worauf Schütz nicht hinweist,³⁸ scheint Victor Auburtin (1870-1928) gewesen zu sein, denn der 1911 von Theodor Wolff zum *Berliner Tageblatt* berufene Auburtin war laut Emil Dovifat „ein Meister der ‚kleinen Form‘, des echten wertvollen Feuilletons, das in treffender Beobachtung und Darstellung des Kleinen und Nebensächlichen von Menschen und Dingen Bleibendes anklingen läßt“ (*Neue Deutsche Biographie* [1953], Bd. 1, 428). Mit Auburtin erreichte das Berliner Feuilleton sogar „eine klassische Höhe“ (*Zeitungslehre*, Bd. 2, 83-84), was auch Dorothee Dovifats Meinung ist, wenn sie Auburtin ein Feuilleton zu seinem 80. Geburtstag am 5. September 1950 („Pan bläst auch heute Flöte“ in *Der Tag*) widmet:

Der ungekrönte König unter den Meistern der ‚kleinen Form‘, ein leiser Magier der kristallklaren Sprache – seit seinem Tode hat kaum einer die Feder wie er geführt, hat kaum einer jenen scharfen Blick besessen, der hinter den alltäglichen Dingen immer das Bild des Ewigen sah. Aber allen Feuilletonisten ist er Vorbild geblieben (78).

So wie Kinder, Natur und Garten (vgl. bes. „Die kleinen Gärten unserer Stadt“ in *Der Tag* vom 19. Mai 1948 [59-60]) bei Dorothee Dovifat immer wieder als Symbole für den Aufbruch in die Nachkriegszeit stehen, gelten für die Katholikin Dovifat in ihrer Glaubenszuversicht die wiederkehrenden christlichen Feiertage immer wieder als Anlaß der Erneuerung. Zum 11. November 1945 feiert Dovifat St. Martin nicht nur als den „eigentliche[n] Winterbeginn,“ sondern auch den „geistigen Sinn dieses Tages“ und „die brüderliche Liebe der Tat, zu der St. Martin ruft“ (1). Am 4. Dezember 1945 feiert sie St. Barbara, deren Zweige im Garten „ihr schönstes Sinnbild“ seien, denn „am Anfang des neuen Kirchenjahres im dunkelsten Monat Dezember sind sie ein heiteres Wunder des Frühlings, ein Anruf an alle, in der tiefen Nacht und im tastenden Beginn niemals das lichte Ziel zu verlieren“ (11). Am Gertraudentag (17. März 1946) werde Gertraude im Bauernkalender als „die erste Gärtnerin“ gefeiert, und: „So gilt dem Gärtner dieser Tag fast mehr noch als der Frühlingsbeginn wenige Tage später. Mit dem Werkzeug in der Hand schaut er zum Himmel auf,“ um festzustellen: „Ist’s Gertrauden sonnig, wird’s dem Gärtner wonnig“ (17). Palmsonntag (14. April 1946) schließe „gleichsam die Doppeldeutigkeit christlichen Lebens in sich ein: die festliche Freude am Diesseits und die siegende Gewalt des Leides“ (21). Am Fronleichnam (20.

³⁸ Dorothee Dovifats „Engagement für Jugend“ wie auch „das Interesse am Garten“ teilt sie – laut Schütz – „mit dem ansonsten politisch entschiedeneren und energischeren Erik Reger im *Tagesspiegel*“ (124). Reger, eigentlich Hermann Dannenberger (1893-1954), wurde 1945 Lizenzträger, Mitherausgeber und Chefredakteur der Berliner Zeitung *Der Tagesspiegel. Vom künftigen Deutschland. Aufsätze zur Zeitgeschichte* (Berlin: L. Blanvalet, 1947) enthält 17 leitende Aufsätze von Reger, die vom Herbst 1945 bis zum Herbst 1946 im *Tagesspiegel* veröffentlicht wurden (vgl. Vorwort, 7).

Juni 1946) meint Dovifat, nach dem „Bann der letzten Jahre, in denen ein religionsfeindliches System die Fronleichnamtsfeier mit mancherlei Hemmungen und Hinderungen belegte“: „Wenn das Korn wogt, die Früchte reifen, der Sommer vor der Schwelle steht [...], ist das Jahr noch nicht gewonnen. Mehr denn je bedarf es des segnenden Armes von oben“ (23). Am 2. November 1946 nimmt Dovifat die Feiertage Allerheiligen und Allerseelen als Anlaß zur Mahnung: „Das Leben verpflichtet. So lange der Mensch wirkt, kann er nach der Vollkommenheit entgegenstreben.“ Die Allerseelenkerzen aber, „die im Novembernebel auf den Gräbern flimmern, werden Symbol für Liebe, Glaube, Hoffnung“ (33). Im folgenden Jahr schreibt Dovifat über Himmelfahrt am 19. Mai 1947 (43), einen ‚Osterspaziergang durch Berlin‘ (76) und Engel und Kinder zu Weihnachten (97-98).

Im zweiten Text dieser Feuilletonsammlung geht es der Germanistin Dovifat um ‚Die bleibenden Worte‘ (in der *Neuen Zeit* vom 12. September 1945) der Dichtung:

Als wir am Abend aus dem schweigenden Trümmerkern der toten Stadt heimkehrten und über die einsame Brücke des Kanals gehen wollten, sahen wir am Rande des Wassers auf einer umgesunkenen Statue eine alte Frau in einem bunten Kleid sitzen. [...] sie las laut und voll Ausdruck Gedichte. Sie hatte das Gesicht gegen die Ruinen gehoben und schien auf deren Echo zu lauschen. Aller Klang der Wortmusik sammelte sich aber, von dem steinernen Gemäuer zurückgeworfen, wieder in der Gestalt der Frau und rief auf deren Antlitz eine Ueberfülle von Licht hervor, / Wir blieben stehen und hörten zu. Wir waren wie gebannt (8).

Die Frau hatte kein Buch in der Hand, sondern „lauter lose Blätter, die im Winde zitterten“ (8). „Das ist alles, was mir noch gehört an Dichtung,“ sagte die Frau. „Ich habe diese Zettel immer bei mir getragen und durch alle Feuer gerettet. Alles andere wurde zu Asche“ (8). „Es waren Gedichte von Goethe, die ‚Selige Sehnsucht‘ und die ‚Marienbader Elegie‘, Hölderlins ‚Brot und Wein‘ und Brentanos ‚Frühlingsschrei eines Knechtes‘. Es waren Volkslieder von Mörike und die marmornen Strophen C. F. Meyers ...“ (8). „Ich schrieb sie mir“, erklärte die Frau, „damals aus den Büchern heraus oder bekam sie von Freunden geschenkt. [...] Sie sind alle vollgetränkt von Erinnerung, Abschied und Wiedersehen. Sie sind mir lebendigere Freunde als alle großen Bibliotheken. [...]“ (8-9). Dann begann die Frau wieder laut [aus der 7. Duineser Elegie] vorzulesen: „Nirgends, Geliebte, wird Welt sein, als innen. Unser / Leben geht hin mit Verwandlung. Und immer geringer / schwindet das Außen. [...]“ (9). „Und während diese Worte tönen, schauen wir das Angesicht Rilkes, der sie zuerst sprach, seltsam sich im Gesicht der Frau spiegeln. [...]. Die Worte [...] schafften inmitten der Zerstörung ein Reich des Schönen. Sind die Ruinen zusammengestürzt. Wir fühlen nun nur noch Schönheit um uns ...“ (9). „Aber die Zeit drängt. Wir müssen weiter. Wir gehen über die Brücke in den Westteil der Stadt. [...]“ (9).

„Besonders bemerkenswert“ war laut Schütz Dorothee Dovifats Interesse an „Werke[n], die die Kulturgeschichte der Nachkriegszeit einstweilen stärker prägten als etwa die Autoren der ‚Gruppe 47‘. Kein Heinrich Böll, wiewohl er ihrem katholischen Weltbild so fern ja nicht steht, kein Alfred Andersch oder Hans Werner Richter, kein Günter Eich, auch kein Sartre oder Camus, kein Hemingway oder Saroyan, dafür aber Paul Claudel [über sein die Zeiten umspannendes Schauspiel *Der seidene Schuh* (63-65)], Ortega y Gasset [über Goethe als ‚Der rebellierende Mensch‘ (69-70)], T. S. Eliot [über ‚Die Idee einer christlichen Gesellschaft‘ (71-73)], Thomas Manns *Doktor Faustus* [66-68], Werner Bergengruen [im Gespräch über den Sinn für Lyrik im Zeitalter der Technik (79-80)], Ernst Wiechert [über das Wort vom ‚Land ohne Angst‘ in seinem Roman *Missa sine nomine* (83-85)], Stefan Andres [über seine jüngste Lyrik *Der Granatapfel* (89)], Rudolf Alexander Schröder [über seine *Achtzig Gedichte* (89)] und Reinhold Schneider [über den „unbedingten Mut zum Guten, zum Christsein auch im Angesicht der scheinbaren Sinnlosigkeit“ in seinen *Ausgewählten Werken* (115-16)]“ (126).

Erwähnenswert, wie Schütz ebenfalls meint (124), sind auch Dovifats Gedanken über Dietrich Bonhoeffers Gedichte aus dem KZ (51), Albrecht Haushofers *Moabiter Sonette* (36-7), das Werk Gertrud von le Forts (30-32) sowie *Das unauslöschliche Siegel* (54-56) und *Märkische Argonautenfahrt* (83-85) von Elisabeth Langgässer (79), aber auch *Sternstunden der Menschheit* von Stefan Zweig (97) oder Eduard Spranger, den „weltweise[n] und gütige[n] Pädagoge[n], [...], der noch ganz im Geiste der Goethezeit lebte,“ der „die politische Entwicklung klarer, als mancher ‚zeitnahe‘ Historiker seiner Fakultät [an der Berliner Universität] sah“, und „wie ein Sokrates des 20. Jahrhunderts“ war (99-100) .

In ‚Diskussion um das Theater‘ (in der *Neuen Zeit* vom 5. Februar 1946) berichtet Dorothee Dovifat von einer „Veranstaltung der Jugend im Deutschen Theater.“ Es ging um die Frage „Was erwartet die Jugend vom deutschen Theater?“ (12). Der Intendant „meinte im Namen vieler, ja aller Jugendlichen zu sprechen,“ als er die Frage „Sucht die Jugend das zeitnahe Drama?“ bejahte. Das Deutsche Theater habe ihren Autoren den Auftrag gegeben, Gegenwartsstücke zu schreiben. So werde Friedrich Wolf zum Beispiel die Tragödie der Geschwister Scholl thematisieren. Beifall und Ablehnung hielten sich hier aber das Gleichgewicht. „Ist denn Kunst wirklich nur Widerspiegelung der Wirklichkeit?“ tönte es auf. „Wir fürchten uns vor Tendenzstücken,“ „Wir wollen keine Einseitigkeit,“ „Wir wollen keine Kunst, die nur verstandesmäßig mit den letzten Jahren abrechnet. Sie muß auch unser Gefühl ergreifen.“ „Wir wollen Wahrheit, Schönheit und alle echten zeitlosen Werte, die uns erheben, besser machen“ (12). „Nicht immer,“ wie Dovifat die Debatte beurteilt, „war das Gesprochene reif, nicht immer ungefährlich. Vieles war unlogisch, vieles voreingenommen. Wenige kamen überhaupt auf den Sinn der Theaterkunst, auf den Wert der Form, zu sprechen“ (12-13). „Vieles in den Fragen der Jugend aber war echt und

überzeugt“ (13). „Es blieb“ eben „bei der Anregung. Doch sie genügt schon. Sie treibt vorwärts. Sie ergreift, sie weckt. Die deutsche Jugend ist trotz aller dunklen Vorzeichen doch nicht verloren gegangen. Sie ist da. Sie spricht wieder, sie diskutiert. [...] Möge sie nicht nur über das Theater reden, sondern mit ihm, möge sie selbst neues, schöpferisches, zeitnahes und ewiges Theater schaffen!“ (14).

In ‚Eine Sprache, die wir alle verstehen‘ (in *Der Tag* vom 11. Juni 1948) geht es um ein Konzert im Titania-Palast für 2.000 deutsche, englische und amerikanische Kinder Berlins. Eine herzliche Begrüßungsbotschaft des englischen Außenministers Bevin, die Sir Robert Mayer (Vater von fast 2.000 Kinderkonzerten in England und deshalb weit bekannt) bekanntgab, schenkte dem Konzert den Leitgedanken: „Die Musik ist die Sprache, die wir alle verstehen!“ (61). Auf dem Programm stand Musik von Benjamin Britten, Edward Elgar, Maurice Ravel, Alexander Borodin und Karl Maria von Weber. Das Besondere aber war die heitere, ganz ‚unlehrhafte‘ Art, mit der der Dirigent, der Engländer Trevor Harvey, die gespielten Werke erläuterte. „Dies sollte der Anfang sein,“ sagte Sir Mayer nach diesem ersten englisch-deutschen Schulkonzert, „und man sollte den Lehrern, den Parteien, dem Rundfunk und der Presse nahelegen, ähnliche Bestrebungen überall zu unterstützen. [...] So sollen unsere Kinder, unsere Völker sich durch das Medium der Musik verstehen und lieben lernen!“ (62). Die Worte Sir Mayers gibt der Journalistin Dovifat Hoffnung, die sie aber vorsichtig mit einer Frage ausdrückt: „Vielleicht beginnt hier schon die Friedenspolitik?“ (62).

„Fäden müssen wieder aufgenommen werden,“ sagte Professor Walther Gropius im Gespräch mit Dorothee Dovifat (‚Neue deutsche Baukunst?‘ in der *Neuen Zeit* vom 12. August 1947). Aus diesem Grunde sei er über den Ozean gekommen, aus der unzerstörten Neuen Welt in seine zerstörte einstige Heimat Deutschland. Während seiner Vorlesungszeit an der Harvard University in USA habe er seine Tätigkeit als Leiter des Bauhauses in Dessau, das er gegründet hatte, nicht vergessen. Wir können uns, so meinte er, „heute nicht mehr rückwärts in den Stil der Romantik und Gotik hineinfühlen. Ein neuer Baustil wird gefunden werden müssen, der das Gesicht der Gegenwart trägt“ (47). In diesem Sinne rechnet Dovifat auch mit dem Begriff der ‚Ruinen-Romantik?‘ (in der *Neuen Zeit* vom 5. September 1947) ab. „Eigentümlich verketteten sich Fortschritt und Abstieg in diesem Wort,“ denn „als die mittelalterliche Ordnung zerbrach, begann man über sie hinweg rückwärts zu schreiten und man fand die Ruinen von Athen und Rom. Und man suchte ihren Geist mit unserem zu vermählen“ (49):

Später tauchten diese Ruinen in den Barockgärten auf, künstlich errichtet, dann verniedlicht und vom blumenbestickten Schleier der Empfindsamkeit umweht. Die Romantiker gaben der Ruine ihren Ernst zurück. Ja, sie entdeckten die deutschen Ruinen, die Burgen und Dome des Mittelalters [...]. Aber dann kamen die folgenden Jahrzehnte und machten aus allem Geld und machten aus der Ruinen-Romantik

Verdienste für den Fremdenverkehr. Mitten über die verschwenderische Festbeleuchtung der Heidelberger Schloßruine senkte sich die Macht des Krieges und löschte alle Romantik aus (49).

Mit anderen Worten: Der Krieg hinterließ ‚Ruinen-Wirklichkeit‘, und Dovifat mahnt: „Es hat keinen Sinn mehr, die Ruinen zu romantisieren, sie schreien uns an, sie rufen uns auf. Es hat auch keinen Sinn mehr, in die unzerstörten Städte zu fliehen. Es muß wieder Licht aus unsern Trümmerstätten wachsen!“ (49-50).

In ‚Kunst ohne Hoffnung‘ (in *Der Tag* vom 4. November 1952) meint Dovifat, „dieses Wort könnte man über die Malerei, die Dichtung, die Musik der Sowjetzone stellen“ (104). Mit staatlich eingeplanten Werbeaktivs für die kommunistische Propaganda sei jede schöpferische Kraft, die nicht in diesen linientreuen Wegen geht, von Anfang an verloren. ‚Formalismus‘, ‚Bourgeois-Ästhetik‘ seien nur einige Schlagworte im Kampf gegen eine Kunst der Persönlichkeit, gegen die westliche Kunst, die in der Freiheit wachse. Praktisches Ergebnis dieser Kunstpolitik sei die Sprengung des Berliner Schlosses vor zwei Jahren unter dem Motto ‚Allen Arbeitern zum Hohn – Zeugen alter Tradition‘ (104). Wenn Dovifat dagegen die kleine Ausstellung ‚Berlin, schwarz auf weiß‘ von Geert Tuckermann in der Galerie von der Becke (Kurfürstendamm 159) besucht und die Sammlung anschaut, „Tusch-Skizzen, die das lachende und weinende, zerstörte und neu aufgebaute, helle und dunkle, arme und satte, schimmernde und trostlos kahle Berlin und seine Menschen,“ findet sie die bewußt skizzenhafte, oft unfertige („wie auch Berlin unfertig ist – zum Glück!“), unvollendete, andeutende Bilder von Tuckermann gerade „notwendig für uns, weil er uns anrührt und die Augen öffnen will“ (‚Neue Kunst – Ausstellung‘, in *Der Tag* vom 23. Januar 1953 [108]).

Sonst begrüßte Dorothee Dovifat in ‚Die Welt im Wohnzimmer‘ (in *Der Tag* vom 7. November 1951) „das Fernsehen, dieses jüngste Kind der Technik und der publizistischen Macht,“ das „nun auch in Berlin wieder eine ständige, wenn auch noch provisorische Heimat gefunden“ habe (94). Das Berliner NWDR Versuchsstudio sei klein, aber voll Unternehmungslust und Wagemut.³⁹ „Das seltsame Flimmerlicht der Braun’schen Röhre, auf der die Bilder entstehen und das Zimmer mit Leben füllen,“ habe den Benutzer bereits gepackt. Abendessen, Kino, Konzert, Stammtisch oder Einladungen seien auf einmal nicht mehr aktuell. „Er bleibt zu Hause. Denn die Welt kommt ja nun zu ihm“ (94). „60 dieser Apparate sollen z. Zt.

³⁹ Emil Dovifat war Mitglied und 1950 auch Vorsitzender des Verwaltungsrats des Nordwestdeutschen Rundfunks (NWDR) (s. Benedikt, 64-70). 1953 wurde er auch Verwaltungsratsmitglied des Senders Freies Berlin (SFB) und gleichzeitig vom Rundfunkrat zum Vorsitzenden gewählt (Benedikt, 72).

in Betrieb sein.“ Eine recht ansehnliche Zahl sei dem Vernehmen nach vorausbestellt, und sie werde im Laufe der nächsten Monate von der Industrie geliefert. „Das Geisterauge, das die Fernen durchdringt, muß,“ meint Dovifat zum Schluß, „gerade in Berlin besonders klar in die Welt sehen, damit die Berliner Wirklichkeit eingefangen und ausgestrahlt wird, so wie sie ist – mit all ihrem Schwung, ihrer Gefahr, ihrer Hoffnung ... und ihrer Fröhlichkeit“ (96).

Die späteren Feuilletons von Dorothee Dovifat zeigen, wie Schütz mit Recht feststellt, dass sie nach 1948 „befreiter – und auch entschiedener – schreibt“ (126). Jetzt begann „die Zeit der eigentlichen Provokationen, der wirtschaftlichen und politischen Herausforderungen wie auch der zunehmenden Spaltung im Kulturellen: [die sowjetische] Blockade und [die amerikanische] Luftbrücke [1948-49], die Bevormundung der Wissenschaft, gegen die sich die Gründung der Freien Universität 1948 zur Wehr setzte,⁴⁰ die Währungsreform [1948], die Gründung der beiden deutschen Staaten [1949], schließlich die Niederschlagung des Aufstandes vom 17. Juni 1953“ (126). Beispielhaft für die entschiedeneren Haltung Dovifats ist ihr Feuilleton über die Verteidigung der Wissenschaft gegen Unfreiheit, ‚Furchtlos der Wahrheit dienen!‘ (in *Der Tag* vom 26. Juni 1952) anlässlich des 70. Geburtstags von Eduard Spranger (99-100) oder das Feuilleton ‚Wir wissen nun, worum es geht‘ (in *Der Tag* vom 30. Juni 1951), wo sie Bericht erstattet über die festliche Abschlusskundgebung des Kulturkongresses unter dem Vorsitz des Oberbürgermeisters Ernst Reuter. Hier sprachen „am Fuße des Funkturms, dem Sinnbild dieser Insel der Freiheit mitten in der roten Flut, [...] die markantesten Persönlichkeiten aus den verschiedenen Lagern der westlichen Welt,“ u.a. der französische Widerstandskämpfer David Rousset, der betonte: „Wir wissen nun, worum es geht, obwohl wir früher auch nicht alles taten gegen Hitler, was zu tun war. Dieses Wissen um Freiheit und Totalitarismus soll der Zement unserer Arbeit sein“ (91). Dieser Kongress sei ein Wendepunkt in der westlichen Welt, behauptete der Dichter Arthur Koestler in seiner Schlussrede: „Wir haben der Neutralität Lebewohl gesagt und die Defensivpositionen verlassen. Die Freiheit hat die Offensive ergriffen“ (93).

⁴⁰ Laut Benedikt erkannte Emil Dovifat „die neuen Perspektiven erst recht spät: Noch im Frühjahr 1948 bemühte er sich um eine Einstellung (oder Wiedereinstellung) an der Linden-Universität. [...] Er gehörte daher keinem der Gremien an, die die Freie Universität vorbereiteten [...]. Dennoch rechnete sich Dovifat später zu den ‚Mitbegründern‘ der Freien Univesität – nicht ganz zu Unrecht, denn er beteiligte sich als ständiger Berater von Rektor und Kurator am Aufbau der Universität“ (187). Im November 1948 wurde er zum ordentlichen Professor an der FU berufen, wo er schon im Oktober mit dem Aufbau des Instituts für Publizistik begonnen hatte (188).

Am 26. April 1953 – acht Jahre nach Ende und Anfang – erschien aber in *Der Tag* eine Erinnerung von Dorothee Dovifat, ‚Der stumme Zug‘ betitelt, die laut Schütz „an den Ausgangspunkt zurückführt und zugleich in die Gegenwart der Opfer sowjetischer Kriegsgefangenschaft“ (126). „Das Donnern der Stalinorgeln war verstummt,“ schreibt Dovifat einleitend. „Eine Stille stand über der Stadt – eine Zeit war gestorben, eine Epoche beendet. ‚Freiheit‘ wollte man sagen. Aber man konnte es nicht“ (113). Es folgt die Schilderung eines Zugs von sowjetischen Soldaten bewachter deutscher Kriegsgefangener: „Es war ein langer Zug, der in den späten Apriltagen durch Berlin sich bewegte, ein Zug, hinein in das Schweigen. Nur wenige sind zurückgekehrt. Die anderen nahm das größere Schweigen auf. Ein stummer Zug, der anklagen will. Acht Jahre sind vorüber. Und immer noch warten die Gefangenen, warten und werden erwartet. Wann dürfen sie ‚Freiheit‘ sagen?“ (113-14).

Dorothee Dovifats Mann Georg von Dadelsen (1918-2007) war 1947 aus englischer Kriegsgefangenschaft nach Berlin zurückgekommen, hatte sein musikwissenschaftliches Studium wieder aufgenommen und 1951 an der Freien Universität promoviert. 1953 folgte er seinem Lehrer Professor Walter Gerstenberg als Assistent an das Musikwissenschaftliche Institut der Universität Tübingen, wohin die Familie ihm folgte, ebenso, wie Schütz berichtet (127), 1961 nach Hamburg, wo er zum Professor berufen worden war, und schließlich 1971 zurück nach Tübingen. Mit dem Weggang aus Berlin endete auch Dorothee von Dadelsens, geb. Dovifat, journalistische Arbeit dort.

Frederick Betz, Carbondale, IL

MEMBERSHIP INFORMATION

All International Feuchtwanger Society members receive the IFS Newsletter from the International Feuchtwanger Society as a benefit of membership and are invited to participate in the Society's symposia. The Society welcomes contributions in any language for its Newsletter.

To join the International Feuchtwanger Society, please request a membership form from Michaela Ullmann at ullmann@usc.edu.

AVAILABLE MEMBERSHIPS

Regular \$30

Student (up to 3 years) \$20

Emeritus \$20

Institutional \$50

Life \$300

The IFS welcomes your support!

OFFICERS OF THE IFS, 2014/15

PRESIDENT	Ian Wallace (Clevedon - wallacei@blueyonder.co.uk)
SECRETARY	Marje Schuetze-Coburn (Los Angeles - schuetze@usc.edu)
TREASURER	Michaela Ullmann (Los Angeles - ullmann@usc.edu)
NEWSLETTER EDITOR	Jörg Thunecke (Nottingham - IFSNewsletterEditor@gmail.com)
EDITORIAL OFFICE	Michaela Ullmann, Los Angeles (ullmann@usc.edu)
MEMBERS-AT-LARGE	Daniel Azuelos (Amiens - azuelos.daniel@wanadoo.fr) Geoff Davis (Aachen - davis@anglistik.rwth-aachen.de) Arnold Pistiak (Potsdam - arnold.pistiak@arcor.de) Jonathan Skolnik (Maryland - jskolnik@german.umass.edu) Frank Stern (Wien - frank.stern@univie.ac.at) Deborah Vietor-Engländer (Mainz - debenglander@hotmail.com)
LIFE MEMBERS	Linde Fliedner-Lorenzen, Manfred Flügge, Andreas Heusler, Tanja Kinkel, Thomas Krebs, Volker Skierka, Jonathan Skolnik, Ian Wallace

EDITORIAL CONTACT

Jörg Thunecke
3 Victor Terrace
Sherwood
Nottingham NG5 2FF
England
Tel: +44-115-9858836
ifsnewslettereditor@gmail.com

ISSN: 2156-0676

Published by University of Southern California Libraries for the International Feuchtwanger Society.

Articles copyright by the authors.

